

Dr. H. H. H. H.

Das Werk



Lichtbild: Hallenleben / Vereinigte Stahlwerke AG.

Gigant im Zwinger.

Blick auf die 250 Meter lange Breitbandstraße der Bandeisenwalzwerke AG.

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XXI. Jahrg.

Düsseldorf



Okt./Nov. 1941

Heft 10/11

Das Wurf

XXI. Jahrg.

Düsseldorf, Oktober/November 1941

Heft 10/11

Die Stärke der Staaten
beruht
auf den großen Männern,
die ihnen
zur rechten Stunde
geboren werden.

Friedrich der Große.

(Politisches Testament 1752.)

Persönlichkeit und Gemeinschaft.

Aus der Ansprache des Reichswirtschaftsministers Funk
auf der Tagung der Wirtschaftsgruppe Eisen schaffende Industrie und der Bezirksgruppe Nordwest
anlässlich der Ehrung Generaldirektor Dr. Ernst Poensgens am 17. Oktober 1941.

Sie haben Ihr Leben geführt nach dem Gesetz, nach dem Sie angekreten sind, und dieses Gesetz, das Gesetz des Handelns, der kategorische Imperativ der Pflicht, der Moral hat sich in besonderem Maße erstreckt auf zwei Dinge: auf das Werk und auf die Gemeinschaft. Daß Ihr Werk den Meister lobt, haben wir nunmehr aus berufenem Munde hier vernommen, und ich möchte heute einige allgemeine grundsätzliche Darlegungen vom Gesichtspunkt der Gemeinschaft aus machen. Ich möchte also, mit anderen Worten gesagt, nunmehr auch Ihr Leben und Wirken politisch beleuchten.

Wenn der Staat einen Unternehmer in der Weise ehrt, wie das hier geschieht, so findet damit nicht nur die einzelne Persönlichkeit eine verdiente Anerkennung, sondern es wird damit auch zum Ausdruck gebracht, daß die Staatspolitik die Persönlichkeitswerte allgemein anerkennt.

Das Führerprinzip des nationalsozialistischen Staates stellt den Wert der Persönlichkeit klar heraus. Der schöpferische Geist des Menschen soll die vorhandenen Kräfte und Energien zur höchsten Entfaltung bringen. Die private Initiative und die eigene Verantwortung sollen in der Wirtschaft dem Unternehmer die beste Ausnutzung seiner Fähigkeiten und damit die höchste Steigerung seiner Leistungen ermöglichen.

Auf der anderen Seite aber darf der einzelne nichts tun, was der Allgemeinheit keinen Nutzen bringt oder ihr gar schadet. Es muß also Sinn und Ziel aller Arbeit auf das Wohl der Volksgemeinschaft ausgerichtet sein. Erst in der Synthese dieser beiden Grundprinzipien, also der freien Wirtschaftsinitiative und der volkverpflichteten Wirtschaft, wird der höchste wirtschaftliche Nutzen erzielt; erst dann kann die Wirtschaft ihre letzte Aufgabe erfüllen, die darin besteht, dem Volke die bestmöglichen Lebensbedingungen zu schaffen. Nur wenn man diese beiden Grundsätze konsequent durchführt, tritt auch der Erfolg ein.

Wenn man die Persönlichkeit Ernst Poensgens in den großen Rahmen dieser übergeordneten Betrachtungsweise stellt, so ergibt sich, daß in seinem Schaffen die soeben aufgezeigten wirtschaftspolitischen Grundsätze des nationalsozialistischen Staates in geradezu vollendeter Weise Wirklichkeit geworden sind.

Die Wirtschaft der Ruhr hat schon sehr früh das Manchesterertum, den Standpunkt des „laissez faire“, den Liberalismus mit dem falsch verstandenen und gefährlichen Freiheitsbegriff überwunden. Hier entstanden die ersten großen Gemeinschaftsgebilde der deutschen Wirtschaft: das Kohlsyndikat Kirdorfs und der Stahlwerks-Verband Poensgens.

... Hier fanden wir auch die ersten organisierten Arbeits- und Leistungsgemeinschaften von Unternehmern und Arbeitern, die in vieler Hinsicht für unsere heutige Zeit richtunggebend geworden sind. Ich habe mich als Reichswirtschaftsminister stets nicht nur für die Unternehmer, sondern auch für die Arbeiter verantwortlich gefühlt in der Erkenntnis, daß Arbeit und Wirtschaft eine Einheit sind. In dieser Synthese liegt die Wurzel für die unvergleichlichen Erfolge unserer Wirtschaftsführung. Diese Synthese bringt zugleich die nationalsozialistische Grundauffassung zur Geltung, wonach alle Kraft und alle Macht vom Volke herkommt. Weder der Staat noch die Kultur, noch die Wirtschaft sind Selbstzweck. Alle dienen der Volksgemeinschaft. Aber der Staat beansprucht die Führung.

Auch die Wirtschaft wird autoritär geführt. Und so findet auch das Prinzip der staatlich gelenkten Wirtschaft seine Ableitung von dem Führerprinzip, auf dem der nationalsozialistische Staat beruht. Der Staat überträgt jedoch soweit als möglich die Durchführung der von ihm gestellten Aufgaben den Selbstverwaltungsorganen der Wirtschaft. Und hier finden wir Ernst Poensgen seit Jahren an der ersten Stelle seines Wirtschaftszweiges.

Man hat an der Organisation der gewerblichen Wirtschaft viel Kritik geübt. Jeder Mensch hat seine Schwächen, jede Organisation hat ihre Fehler. Das Schlimmste in der Wirtschaft ist die Erstarrung. Das gilt auch für die Organisation der Wirtschaft. Die Gefahr der bürokratischen Erstarrung wächst mit der Größe des Betriebes; auch in der Organisation der Wirtschaft. Diese Gefahr kann nur dann ausgeschaltet werden, wenn an der Spitze Männer stehen, die wirkliche Führerqualitäten haben und die notwendigen Sachkenntnisse aufweisen, und wenn alles vermieden wird, was die persönliche Initiative und Verantwortungsfreudigkeit lähmt. Darauf kommt es an und nicht auf die Form. Mit allem Nachdruck muß ich hier sagen, daß gerade die Organisation der gewerblichen Wirtschaft die ihr vom Staate übertragenen Aufgaben mit bestem Erfolge durchgeführt hat. Dies ist ja auch von den zuständigen Wehrmachtstellen immer wieder anerkannt worden. Das scharfe Schwert, mit dem unsere herrliche Wehrmacht ihre weltumwälzenden Siege errungen hat, wurde von der deutschen Eisenindustrie geschmiedet. Wenn das deutsche Volk so glänzend gerüstet in diesen Krieg eingetreten ist, so kann die deutsche Eisenindustrie darin mit Stolz gerade auf ihr Werk sehen.

Auch auf dem Gebiete des Kartellwesens, dem beim Aufbau einer neuen europäischen Wirtschaft sicherlich eine neue große Aufgabe zufallen wird, hat Ernst Poensgen hervorragende Verdienste aufzuweisen. Auch hier werden wir seine reichen Erfahrungen und seine kluge und umsichtige Lenkung mit großem Nutzen in Anspruch nehmen können.

Auch der Siebzigjährige wird sich, dessen bin ich gewiß, für alle diese großen Zukunftsaufgaben einsatzbereit und tatkräftig wie immer zur Verfügung stellen. Möge ein gütiges Geschick seine Gesundheit und unverminderte Schaffenskraft uns noch viele Jahre erhalten! In Anerkennung seiner Verdienste hat der Führer Ernst Poensgen auf meinen Vorschlag die seltene Auszeichnung des Adlerschildes des Deutschen Reiches verliehen, die ihn in die Reihe der Männer der Wirtschaft neben Robert Bosch, Carl Duisberg, Emil Kirdorf, Albert Pietsch und Krupp von Bohlen und Halbach einreihet.

Sich an Ernst Poensgen wendend, schloß der Reichswirtschaftsminister seine Ausführungen mit den Worten: „Ich habe die Ehre, Ihnen die besten Glückwünsche des Führers auszusprechen und Ihnen seinen Dank für Ihre überragenden Verdienste um die Wirtschaftsführung der Eisen schaffenden Industrie zu übermitteln. Ich verbinde mit dieser Ehrung des Führers den Dank des Beauftragten für den Vierjahresplan, Reichsmarschalls Göring, und mit meinem Dank den des Generalbevollmächtigten für die Eisen- und Stahlwirtschaft, General von Hanneken, der mit mir hierhergekommen ist, um an Ihrer Ehrung teilzunehmen. Der Führer hat mir den Auftrag erteilt, Ihnen den Adlerschild des Deutschen Reiches zu überreichen, der die Widmung trägt: „Dem um die deutsche Rüstung hochverdienten Wirtschaftsführer.““

An unsere Leser!

Senkung des Bezugspreises und Änderung der Erscheinungsweise.

Zeitbedingte Einschränkungen im Papierverbrauch machten es notwendig, die Zeitschrift „Das Werk“ in geringerem Umfang als in den früheren Jahren erscheinen zu lassen sowie verschiedentlich einzelne Hefte in Doppelnummern zusammenzufassen. Unsere Leser haben diesen Maßnahmen stets volles Verständnis entgegengebracht. Um in Zukunft jedes einzelne Heft in der bisher gewohnten und liebgewordenen Weise herausbringen zu können, hat der Verlag sich nun entschlossen, mit Beginn des neuen Jahrgangs nur noch sechs Hefte jährlich herauszugeben, das heißt also:

„Das Werk“ erscheint in Zukunft regelmäßig alle zwei Monate. Gleichzeitig werden die bisherigen Bezugspreise der Zeitschrift auf die Hälfte gesenkt.

Der Jahresbezugspreis beträgt für die einfarbige Ausgabe RM. 2,00,
für die Kunstdruckausgabe RM. 2,70.

Die Belastung erfolgt in halbjährlichen Raten von RM. 1,00 bzw. 1,35.

Einbanddecken mit Inhaltsverzeichnis können auch für den Jahrgang 1941 zum Preise von RM. 1,00 zuzüglich Porto und Verpackungskosten geliefert werden. Der Vorrat ist beschränkt. Die Ausführung der Aufträge erfolgt in der Reihenfolge der Bestellungen.

November 1941

„Das Werk“

Düsseldorf, Reichsstr. 20

Monatsschrift der Vereinigte Stahlwerke A.G.

thyssenkrupp Corporate Archives



Reichswirtschaftsminister Funk überreicht Dr. Ernst Poensgen
den Adlerschild des Deutschen Reiches.

Lichtbild: Böhme.

Ein Leben für den Stahl.

Aus der Rede des Generaldirektors Wilhelm Zangen im Stahlhof zu Düsseldorf am 17. Oktober 1941.

Sehr verehrter Herr Poensgen!

Die Männer der Industrie haben sich heute im Stahlhof versammelt, um Ihnen anlässlich der Vollendung des siebenzigsten Lebensjahres die Gefühle der Verehrung und Dankbarkeit sichtbar zum Ausdruck zu bringen. Mit diesen Männern sind aus dem gleichen Anlaß viele hochgestellte Persönlichkeiten gekommen, die der heutigen Versammlung ein außerordentliches Gepräge geben.

Wir alle wissen, daß es Ihnen gar nicht liegt, in den Mittelpunkt festlicher Ehrungen gerückt zu werden. Wäre es nach Ihren Wünschen gegangen, dann würde die heutige Zusammenkunft überhaupt nicht stattfinden. Diesen Ihren Empfindungen haben wir im Rahmen des Möglichen Rechnung getragen, und so habe ich den ehrenvollen Auftrag erhalten, hier zusammenfassend zu Ihnen und der Versammlung sprechen zu dürfen für die Wirtschaftsgruppe Eisenschaffende Industrie — mit all ihren Gliederungen — einschließlich der ebenfalls von Ihnen geführten Bezirksgruppe Nordwest mit ihren Untergruppen; für die Kohlstahlgemeinschaft und die Verbände der Eisenschaffenden Industrie; für den Verein Deutscher Eisenhüttenleute; für die Industrieabteilung der Wirtschaftskammer Düsseldorf; für die uns befreundeten Verbände der Ruhrkohle; für die Reichsgruppe Industrie und schließlich für die Reichswirtschaftskammer.

Ihre Arbeit und Ihre Erfolge in dem von Ihnen geführten großen Montankonzern, Ihre hervorragende sportliche Betätigung, Ihr tatkräftiges förderndes Interesse für Kunst und Wissenschaft, Ihre Bemühungen um das Wohl der Stadt zu würdigen, dürfte Sache Berufener sein. Mir bleibt mit einem kurzen Eingehen auf Ihre Verdienste um die Industrie und die allgemeine Wirtschaft ein weitgezogenes Gebiet aus Ihrem reich ausgefüllten Dasein zu behandeln übrig.

Schon im Weltkrieg wurden Sie nach Ihrer Teilnahme am Rußlandfeldzug für allgemeine wirtschaftliche Aufgaben

des Staates nach Brüssel berufen. Der Zusammenbruch im Jahre 1918 nahm Ihnen nicht den Glauben an eine Wiederauferstehung unseres Vaterlandes. Ihren Teil dazu beizutragen, schalteten Sie sich 1919 führend ein. Unter den schwierigsten sozialen Verhältnissen nahmen Sie Ihre Arbeit als Vorsitzender des Arbeitgeberverbandes Nordwest, der schon seit 1914 unter Ihrer Führung stand, wieder auf. Als Vorsitzender des Stahlbundes leiteten Sie den wirtschaftlichen Aufbau der schwer darniederliegenden Eisenindustrie ein.

Was Sie in diesen Ämtern für das Allgemeinwohl getan haben, kann nur der ermessen, der sich in die damalige Zeit der großen Irrungen und Wirrungen zurückzudenken vermag. Nur der Charakter der führenden Persönlichkeit verleiht den Organisationen erst ihren inneren Wert und ihre äußere Kraft und Geltung. Für Ihren persönlichen tatkräftigen Einsatz sind Ihnen die Industriellen des Westens zu besonderem Dank verpflichtet, vor allem die Männer der deutschen Eisenwirtschaft.

Dem endgültigen Zusammenbruch nahe, suchte man einst den Ausweg in einem nutzlosen Wirtschaftskampf aller gegen alle, in dem jeder glaubte, mit eigener Kraft aus dem Chaos herauskommen zu können. Sie sahen die Rettung im Zusammenschluß. Es mag uns allen früher wie heute der Gedanke an eine Zwangsjacke für eine freie wirtschaftliche Betätigung unangenehm gewesen sein. Wenn die Einsicht siegte, daß eine gewisse Marktregelung in den Grunderzeugnissen unserer Industrie vonnöten war und ist, dann ist das Ihrem überzeugenden Einsatz zu verdanken. In den Jahren tiefer Depression 1924/25 sind Sie führend an der Gründung der Verbände beteiligt gewesen. Unverrückbar hielten Sie an dem Gedanken fest, daß eine starke deutsche Eisenwirtschaft mit zu den wesentlichen Grundlagen für den Wiederaufstieg des Reiches zählte und daß diese Grundlage nur erreichbar wäre in der Zusammenarbeit im Inland und der Verständigung mit dem Ausland. Das Vertrauen, das Ihnen die Mit-

glieder der deutschen Eisenwirtschaft entgegenbrachten, übertrug sich auf die maßgebenden Männer der ausländischen Konkurrenz, so daß Sie im Jahre 1926 die Internationale Rohstahlgemeinschaft ins Leben rufen und bis zu deren Ende Ihren maßgeblichen Einfluß und Ihren gern aufgenommenen Rat zum Wohle der gesamten deutschen Wirtschaft geltend machen konnten. Bei allen Plänen und Abreden haben Sie sich auf das dringend notwendige Maß beschränkt. Das ist bei einem Sproß aus dem bekannten Industriellengeschlecht der Poensgen auch nicht verwunderlich; denn darin kommt die Erkenntnis für den wahren Wert freier und schöpferischer Unternehmertätigkeit, ohne die die Pionierarbeit und industriellen Erfolge Ihrer Vorfahren nicht möglich gewesen wären, zum Ausdruck. Sie haben auch nie den Fehler gemacht, ein Kartell als eigennütziges Instrument seiner Mitglieder anzusehen, sondern als eine Einrichtung zu Nutz und Frommen auch der Abnehmerschaft und der gesamten Volkswirtschaft. Überzeugt von der Bedeutung der Eisen verarbeitenden Industrie für den Export und die gesamte Wirtschaft, hat die damals schwer um ihre Existenz ringende Eisenschaffende Industrie auf dem Wege der Verständigung manche Opfer auf sich genommen. Diese Ihre Einstellung, die Sie immer über die Tagesereignisse hinausblicken ließ, haben Sie auch dadurch bekräftigt, daß unter Ihrer Führung die Eisenschaffende Industrie mehr Wert darauf gelegt hat, ein stabiles Preisgebäude zu halten, als aus guten Konjunkturvorteilen zu ziehen. So hat sie auch trotz ihrer anerkannt schweren Belastung in der Vor- und in der Kriegszeit zu ihrem Teil beigetragen zu der in der ganzen Welt in diesen Zeiten wohl einzig dastehenden erfolgreichen Wirtschafts- und Preispolitik unseres nationalsozialistischen Großdeutschen Reiches.

Parallel mit diesen Lösungen der wirtschaftlichen Not aber ging Ihr Wirken für die Lösung der sozialen Probleme. Die späteren Jahre einer großen, konstruktiven Sozialpolitik des nationalsozialistischen Reiches haben den Beweis erbracht, wie weit gerade die Montanindustrie in ihren Sozialmaßnahmen vorgeschritten war. Ich brauche nur an den sozialen Wohnungsbau, an die Bemühungen und die Sorge um einen gesunden und tüchtigen Nachwuchs, an die Anfänge einer Altersversorgung schon vor der Weltkriegszeit zu erinnern — bei welchen auch gerade die unter Ihrer maßgeblichen Mitlenkung stehende Phönix A.-G. hervorragend beteiligt war —, um die Zielrichtung der Sozialpolitik der Montanindustrie zu verdeutlichen. Daß der Kampf gegen den Marxismus unter den damaligen Verhältnissen — das ganze Staatsgefüge war bereits unterhöhlt — im Grunde genommen aussichtslos war, hinderte Sie nicht, in vorderster Front Ihren Mann zu stehen.

Diese Ihre Verdienste auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet, Herr Poensgen, diese Arbeit in den verhängnisvollen vierzehn Nachkriegsjahren allein genügen vollauf, Ihren Namen mit goldenen Lettern in den Annalen unserer Gruppe zu verewigen.

So einmal eingespannt in den Dienst für die Allgemeinheit, sind Sie nicht mehr aus dieser Sphäre herausgekommen. Gelegentlich der Anpassung der Organisation der gewerblichen Wirtschaft an die Forderungen des nationalsozialistischen Staates wurden wiederum Sie mit den Führungsaufgaben beauftragt. Vom Vertrauen des Reichswirtschaftsministers getragen und von Ihren Berufsfreunden mit dankerfülltem Herzen begrüßt, setzten Sie damals Ihre Tätigkeit, nunmehr als Leiter der Wirtschaftsgruppe Eisen schaffende Industrie, der Bezirksgruppe Nordwest, in deren Bereich auch heute noch das Schwergewicht der deutschen Eisen- und Stahlerzeugung liegt, sowie als Leiter der gesamten Industrie an Rhein und Ruhr fort. Getreu Ihrer Überzeugung von der Bedeutung der Eisen schaffenden Industrie für eine starke Nation, haben Sie alles darangesetzt, deren Leistungsfähigkeit zu steigern. Nachdem durch die starke Hand Adolf Hitlers

die unerläßlichen Voraussetzungen für ein Aufblühen der Wirtschaft geschaffen worden waren, konnten Sie zu Anfang des Jahres 1939 das stolze Wort schreiben, daß die deutsche Eisenindustrie nach ihrer technischen Leistungsfähigkeit an der Spitze der europäischen Eisenindustrie marschiere. Auch in Ihrem Unternehmen haben Sie unter Beweis gestellt, daß zur Erreichung dieses Zieles vielfach eine vollständige Umwälzung bisheriger Gewinnungs- und Fabrikationsmethoden und riesige Investitionen geboten waren. Schon viele Jahre vorher hatten Sie entsprechende Maßnahmen getroffen.

Als Sie im Jahre 1930 den Vorsitz der Eisenverbraucher auf 126 Kilogramm je Kopf der Bevölkerung, im Jahre 1932 waren es sogar nur 58 Kilogramm. Dennoch haben Sie sich damals durch die Kritik zweifelhafter Sachverständiger nicht irre machen lassen. Die Aufrüstungsperiode hat gezeigt, wer mit seinen Plänen und Maßnahmen schließlich recht behalten hat.

Sie haben sich an der Lösung aller Fragen, die innerhalb des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute behandelt worden sind, maßgeblich beteiligt und sich überall eingefügt, wo es galt, auch mit großem Risiko Fortschritte zu erzielen, sei es auf dem Gebiet der Forschung und Wissenschaft oder der Praxis. Hierfür ist Ihnen der Verein Deutscher Eisenhüttenleute besonderen Dank schuldig. Die Eisenhüttenleute möchten diesen Empfindungen auch äußerlich Ausdruck verleihen. Sie mögen, lieber Herr Poensgen, über Ehrungen durch Ihre Berufskollegen denken, wie Sie wollen. Gestatten Sie mir, zu diesem Punkt den alten Philosophen Aristoteles zu Hilfe zu rufen, der einst schrieb:

„Wer Seelengröße besitzt, wird sich über Ehrenerweisungen, die ihm von ernsthaften Leuten zuteil werden, maßvoll freuen, als empfinde er nur, was sein eigen ist, oder auch weniger ... Er wird sie aber annehmen, da man ihm keine größeren erweisen kann.“

In diesem Sinne trägt Ihnen der Verein Deutscher Eisenhüttenleute in Anerkennung Ihres jahrzehnelangen erfolgreichen Wirkens in der Eisenwirtschaft die Ehrenmitgliedschaft an.

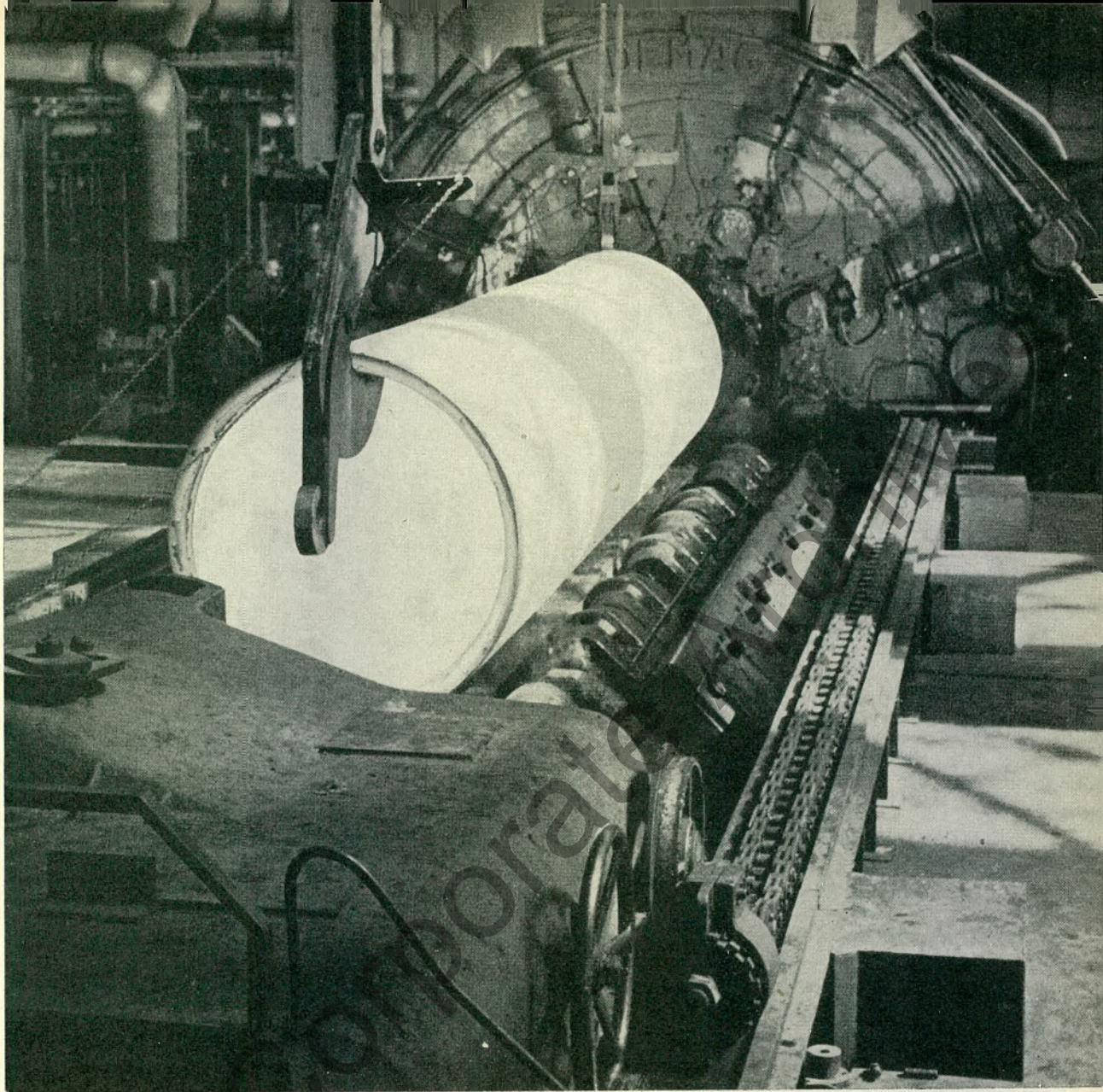
Wenn sich heute die Eisenindustrie im Rahmen der Gesamtwirtschaft eines ihrer wirklichen Leistung entsprechenden Ansehens erfreut, dann verdanken wir das der ruhigen und sachlichen Sammlung aller Kräfte durch Sie. Was Emil Rirdorf für die Kohle war, das sind Sie uns für das Eisen. Die Ihnen zuteil gewordenen hohen und höchsten Auszeichnungen können Sie mit berechtigtem Stolz als eine Anerkennung betrachten für Ihre persönlichen Leistungen im Interesse aller. Ich sage: im Interesse aller. Ich sage das mit der Überzeugung, daß Ihr Wirken — getreu dem Grundsatz eines wahrhaften Kaufmannes, daß Staat und Gemeinschaft der Vorrang vor dem Vorteil des einzelnen gebührt — immer darauf abgestellt war, dem Ganzen zu helfen. Deshalb sind Sie auch in Ihrer Arbeit weit über den Bereich des Eisens hinausgewachsen.

Sorge beschleicht uns, wenn wir daran denken, daß einmal ein anderer an Ihre Stelle treten muß, der dann die schwierigen Zukunftsaufgaben zu lösen haben wird. Mögen heute die Verbände mehr ein bewährtes Instrument für die staatliche Wirtschaftsführung als eine von ihren Mitgliedern gesuchte und als notwendig erkannte Verkaufseinrichtung sein. Eines Tages werden sie national und international eine neue starke Bewährungsprobe zu bestehen haben. Heute wirken Sie, Herr Poensgen, hauptsächlich als Wirtschaftsgruppen- und Industrieabteilungsleiter für Deutschlands Wehrhaftigkeit und des Reiches Sieg. Nach dem Sieg möge es uns vergönnt sein, uns Ihrer Führung weiter anvertrauen zu dürfen. Wer könnte bei der in Gang befindlichen und kommenden Neuordnung einer europäischen Eisenwirtschaft besser führen als Sie!

„Es lobt
den Mann
die Arbeit
und
die Tat.“

Die deutsche Presse
zum 70. Geburtstage
Dr. Ernst Poensgens.

Die Auschnitte sind folgenden, durch entsprechende Ziffern gekennzeichneten Zeitungen und Zeitschriften entnommen: 1) Der Vierjahresplan. — 2) Ruhr und Rhein. — 3) Frankfurter Zeitung. — 4) Rheinisch-Westfälische Zeitung. — 5) Kölnische Zeitung. — 6) Das Reich. — 7) Düsseldorf Nachrichten. — 8) Der Wirtschaftsring. — 9) Deutsche Bergwerks-Zeitung. — 10) Deutscher Montandienst. — 11) Deutsche Allgemeine Zeitung.



Sichtbild: Kartosta.

Radialwalzwerk zur Herstellung großkalibriger nahtloser Röhre.
Deutsche Röhrenwerke A.G. — Vereinigte Stahlwerke A.G.

Daß die Wirtschaft zu einer gedeihlichen und Staat und Volk nützlichen Entwicklung der starken und schöpferischen Persönlichkeit auf keinen Fall entraten kann, ist eine Erkenntnis, die sich durch allen Wandel der Verfassungszustände hindurch erhalten und immer noch weiter verbreitet hat. Wo immer eine der Entfaltung freier Persönlichkeitskräfte feindliche Stimmung auftrat, hat sie sofort von allen Seiten her Gegenbewegungen ausgelöst, die aufs neue die Unentbehrlichkeit der persönlichen Initiative in der Wirtschaft wie in allen anderen Lebensbereichen betonten und begründeten.

Wirtschaftsführer fallen nicht vom Himmel. Sie können auch nicht aus einer speziellen Schulung, und sei sie noch so wohlgedacht, hervorgehen. Sie wachsen von unten, auf dem Boden echten und gesunden Unternehmertums. Sie wachsen durch dauernde Bewährung in dem großen Ausleseprozeß des Wirtschaftslebens. Sie müssen also zunächst einmal diesen in seinen ersten Stufen durchgestanden haben und erfolgreiche und gute Unternehmer geworden sein, bevor sie zu den höheren Stufen gelangen können.

Nur ein guter Unternehmer, der sich jederzeit der hohen Verantwortung, die er schon als Unternehmer trägt, bewußt ist, ist zu überbetrieblichen Führungsaufgaben berufen und kann ihnen gerecht werden. Er wird den häufig auftretenden Widerstreit zwischen Unternehmer- und Sachinteressen, regionalen und schließlich nationalen Interessen mit stärkster Intensität verspüren, da er den Dingen auf den Grund geht und fest im Mutterboden des unternehmerischen Schaffens wurzelt. Wenn aber

ein solcher Unternehmer zugleich über den weiten Blick für größere überbetriebliche Wirtschaftszusammenhänge verfügt, dann wird er, wie kein anderer, die gefunden Gegenkräfte gegen das Überwiegen einseitiger Interessenstandpunkte zu entwickeln vermögen. Nur für den, der den ständigen Widerstreit zwischen Gemeinnutz und Eigennutz, zwischen betrieblichen und überbetrieblichen, zwischen branchemäßigen und nationalen Interessen konkret erlebt, nur für den ist die Entscheidung für das Ganze und Gemeinwohl eine sittliche Entscheidung. Und nur aus solcher Entscheidung kann die charakterliche Festigkeit, die zur Führung überbetrieblicher Bereiche unerlässlich ist, erwachsen. So entstehen in den wirtschaftlichen Führerpersönlichkeiten Vorbilder, die ihren Fachgenossen und der ganzen Wirtschaft vorleben, was weder am grünen Tisch noch durch Gesetzesakte begründet und gesichert werden kann, und durch ihr Wirken anzeigen, daß und in welchem Maße die Wirtschaft dazu reif und fähig ist, ihre Angelegenheiten in eigener Verantwortung zu ordnen und zu verwalten.

Dieses Vorleben führender Männer ist zu allen Zeiten von stärkster gestaltender Kraft gewesen. In Zeiten grundlegender Neuordnung hängt von ihm das Gelingen neuer Formung entscheidend ab. — Indem wir hier aus dem Bild des „Wirtschaftsführers“, das noch einer genaueren Umreißung und Zeichnung bedarf, einige wesentliche Züge hervorgehoben haben, glauben wir damit zugleich auch einige Leitlinien erkannt zu haben, an denen sich das Wirken Ernst Poensgens orientiert und erfolgreich entfaltet hat¹⁾.

Ernst Poensgen läßt sich nicht in das übliche Schema der Wirtschaftsführer seiner Generation einordnen. Er ist nicht nur ein Generaldirektor, der fremden Besitz verwaltet; denn er konnte schon in jungen Jahren den von seinem Großvater aus der Eifel nach Düsseldorf verlegten, vom Vater erheblich erweiterten Betrieb führen und ausbauen. Er blieb auch an den maßgebenden Stellen, als der Familienbetrieb in größere Einheiten hineinwuchs. Der Ausbildung nach ist er Techniker, aber durch frühzeitig übertragene leitende Funktionen wurde er auch kaufmännisch geschult und erprobt; nach Anlage und Erfahrung zeigt er die für die Leitung moderner großer Konzerne ideale Kombination von Ingenieur und Kaufmann. Das ergibt die Aufgeschlossenheit gegenüber technischen Neuerungen, die sich in den von ihm geleiteten Werken oft bewährt hat; ihr Einfluß blieb bei aller Bau- und Reformfreude des Technikers stets vom abwägenden Betriebswirtschaftler gesteuert. Mehr noch denn als Industrieller ist er bekannt geworden als Anreger und Organisator des eisenindustriellen Verbandswesens und des Gedankens der Selbstverwaltung in der Wirtschaft³⁾.

Die deutsche Eisenindustrie verdankt diesem großen Kenner nationaler und internationaler Montanprobleme, diesem meisterhaften Organisator, diesem offenen geraden Charakter unendlich viel. Nicht öffentliches Hervortreten, sondern selbstverständliche Pflichterfüllung, die im stillen Erfolg gipfelt, ist sein Lebensideal. Er ist der Mann der wohlgeordneten industriellen Gemeinschaftsarbeit, die frei ist vom Selbstzweck und starren Dogma, sich auf gegenseitiges Vertrauen stützt und in ihrer großen Zielsetzung Volk und Staat zu dienen hat, dabei aber ihrer eigenen Verantwortung nicht entbunden werden darf.

Die Wirtschaft soll sich willig einfügen in die große wirtschaftspolitische Marschroute des Staates, aufgeschlossen für die Gegenwartsaufgaben und im besonderen der Technik, darüber hinaus aber weitest gehend für Erhaltung und Förderung ihrer Lebensgrundlagen selbst sorgen und dafür eintreten. In diesem Sinne hat sich Ernst Poensgen stets für die Belange der deutschen Eisen- und Stahlindustrie eingesetzt⁴⁾.

Als Ernst Poensgen 1900 seine erste leitende Stellung in der Eisenindustrie antrat, hatte Deutschland die englische Stahlindustrie erreicht. Heute haben wir nach dem schweren Rückschlag durch Versailles und durch die Katastrophe der Wirtschaftskrise England weit überholt. Einige Zahlen zeigen die äußere Entwicklung, den Rahmen um ein „Stählernes“ Leben. Es wurden erzeugt (in Millionen Tonnen):

	1870	1900	1913	1932	1938
Roheisen					
in Deutschland	1,39	8,52	19,31	3,93	18,60
in England	6,06	9,10	10,42	5,54	6,90
Rohstahl (ohne Schweißstahl)					
in Deutschland	0,17	6,65	18,94	5,75	23,30
in England	0,23	5,09	7,79	5,64	10,90

Inzwischen ist der Abstand zwischen Deutschland und England noch wesentlich größer geworden. Hinter den Zahlen aber steht eine revolutionäre technische Entwicklung, ein harter Kampf um die Weltmärkte und eine gewaltige Unternehmerleistung, an der Ernst Poensgen hervorragend beteiligt ist⁵⁾.

Die Lebensarbeit Poensgens umspannt ein gutes Stück Geschichte der deutschen Eisenindustrie, in guten und bösen Zeiten. Es gehört eine sichere Hand dazu, ein Unternehmen von den Größenordnungen zu leiten, wie wir sie in den Vereinigten Stahlwerken mit einer Bilanzsumme von zweieinhalb Milliarden Reichsmark und jährlichen Personalaufwendungen von weit über sechshundert Millionen Reichsmark vor uns sehen.

Heute ist Ernst Poensgen der Vorstandsvorsitzer des größten Industrieunternehmens, er leitet die Wirtschaftsgruppe Eisen schaffende Industrie, also einen Wirtschaftszweig, der immer und gerade heute als Grundlage alles gewerblichen Lebens allen anderen Zweigen voransteht, er ist Vorsitzender des Stahlwerksverbandes, nicht zu reden von seinen zahlreichen sonstigen Ämtern in der Organisation der gewerblichen Wirtschaft.

Es ist stets das Charakteristische an Poensgens Führungspraxis gewesen, daß er die oberste wirtschaftspolitische Zielsetzung einer nationalen Staatsführung bejahte, zugleich aber seine ganze Kraft dafür einsetzte, daß die Industrie in freier unternehmerischer und verbändlicher Selbstverwaltung und Selbstverantwortung ihre alten und neuen Aufgaben erfüllte⁶⁾.

Nach wie vor bleibt Ernst Poensgen, nun im vergrößerten Maßstab, vor allem auch der technische Förderer des seiner Leitung anvertrauten Unternehmens. Die nordamerikanische Stahlindustrie, die ihm schon aus Reisen vor dem Weltkrieg bekannt war, lernt er auf weiteren Auslandsreisen noch genauer kennen. Das ist wichtig, denn dort, in dem Lande der Massenkaufkraft und der darauf aufbauenden standardisierten Produktion, entwickeln sich rascher als in Europa Formen der kontinuierlichen Produktion, die nun angesichts der Größe des in Deutschland gewonnenen Werkszusammenschlusses übernahmefähig und lohnend erscheinen müssen. Das gilt für das Schweißrohrverfahren nach Frez-Moon, durch das Röhren am laufenden Band aus einem Bandstreifen zusammengeschweißt werden, und auch für die Herstellung breiter Blechbänder in laufender Produktion, wie man sie für die Motorisierung steigend gebraucht. Ernst Poensgen sorgt für den Bau des ersten Frez-Moon-Werkes, das auch heute noch die einzige Anlage dieser Art in Europa ist; und seiner Initiative ist der Bau der ersten vollkontinuierlichen Breitbandstraße zu verdanken. Unter seiner Leitung erfolgt auch ein besonderer Ausbau der Eisenverfeinerung, zum Beispiel durch die starke Erweiterung der Weißblecherzeugung, und gleichzeitig wird die Gewinnung heimischer Erze beträchtlich gefördert⁷⁾.

Nicht zuletzt, vielmehr schon sehr frühzeitig, ist Ernst Poensgen auch an die soziale Frage herantreten, hat sich praktisch und theoretisch mit ihr auseinandergesetzt und sie an seinem Teil zu lösen versucht. Und erst damit rundet sich das Bild des großen Industriellen zu dem des Wirtschaftsführers. Denn vor dieser Frage gab es für die Führenden und Verantwortlichen der Wirtschaft kein Ausweichen, es wäre denn eine Vogel-Strauß-Politik gewesen. Hier mußte es sich erweisen, ob sie bei allen Reformbestrebungen nicht den Blick für die Wirklichkeit und die Gesetze des Lebens verloren hatten. Ernst Poensgen hat diesen Blick niemals verloren und sich bei der Leitung seiner Werke und seiner Industrie immer von ihm leiten lassen. Wenn er 1929 vor dem Arbeitgeberverband Nordwest sagte: „Unternehmer und Arbeiter sind aufeinander angewiesen, keiner vermag etwas ohne den anderen“, so hatte er dem vorausgeschickt: „Es gibt keine Organisation, kein System, keinen Aktionsausschuß, der die schöpferische Einzelpersönlichkeit ersetzt.“ Solche Worte gewinnen an Gewicht, wenn sie von einem Menschen ausgesprochen werden, in dessen Wesen Zurückhaltung und Beharrlichkeit liegen; ihr Wahrheitsgehalt wird um so sichtbarer, wenn hinter ihnen eine Persönlichkeit steht, die nach ihren Worten lebt und vorlebt. Und damit ist für einen Wirtschaftsführer das Höchste erreicht, was er in seinem kleineren oder größeren Wirkungskreis erstreben kann: ein Vorbild zu sein in der Wahrung guter Tradition und auf dem Wege zu neuer Gestaltung¹⁾.

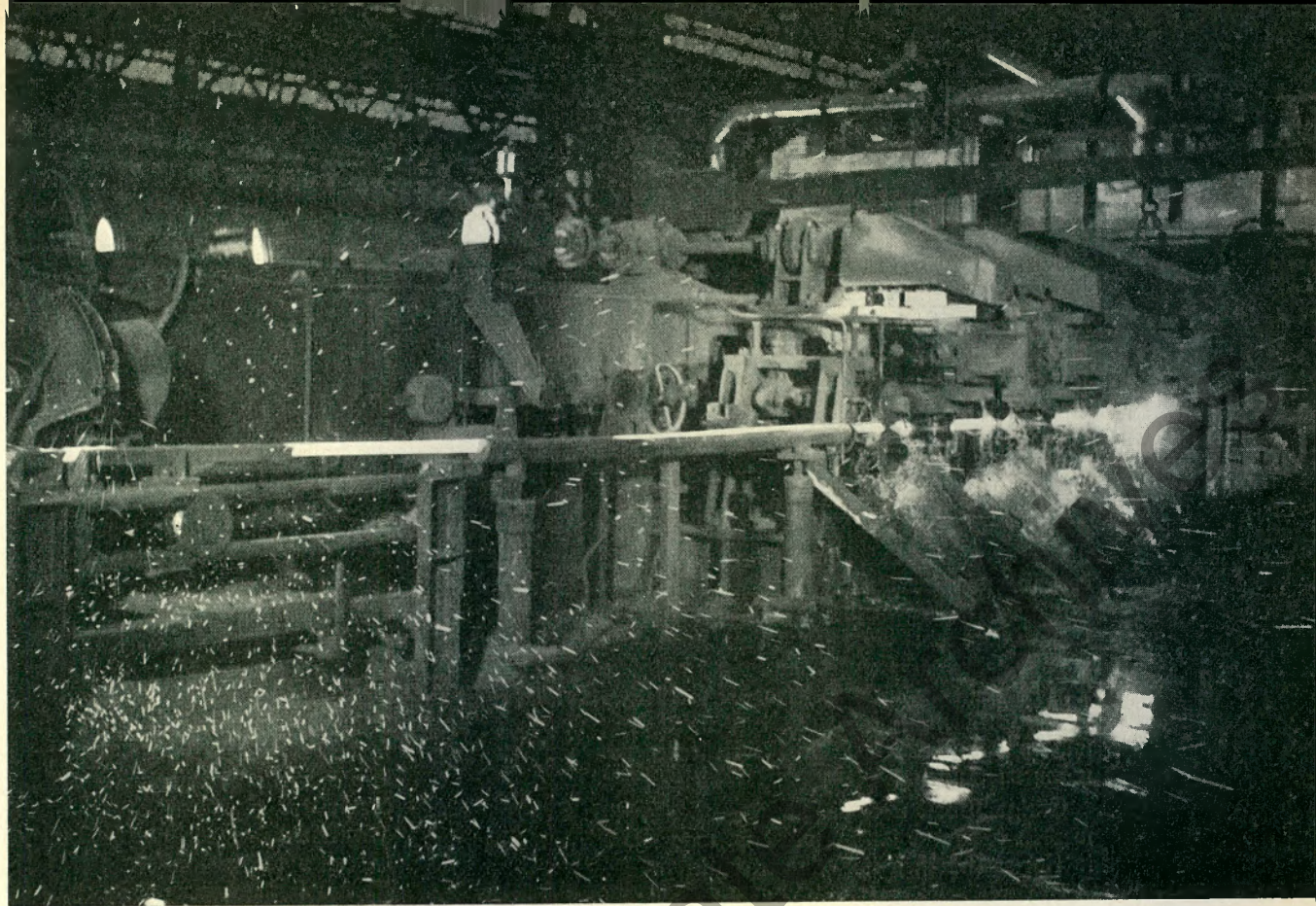
Sein Wirken und seine Wesensart sind eine glückhafte Harmonie. Unbeirrbar Zielmäßigkeit und Realistlik paaren sich mit Echtheit und vornehmer Zurückhaltung, ein Mann von faszinierender Prägung, sportlich gestählt, Techniker und Kaufmann zugleich, von sicherer, ja philosophischer Überlegenheit, mit scharfem Urteilsvermögen und unübertrefflicher Tiefe der Logik — eine souveräne Persönlichkeit, in deren Händen man selbst ein Übermaß von Pflichten und Verantwortung wohlgeborgen fühlt²⁾.

Die lockere Hand in der Menschenführung, verbunden mit größter Zielsicherheit in der sachlichen Behandlung, das sind Eigenschaften, die auch in Poensgens Kartellarbeit ihm die großen Erfolge beschert haben, auf die er zurückblicken kann; und das gleiche gilt von der Leitung der Wirtschaftsgruppe Eisen schaffende Industrie. Die Eisenindustrie hat, ja, nachdem sie durch den Weltkrieg und seine Folgen aufs ärgste verstümmelt worden war, in der Zeit des Wiederaufbaus eine Arbeit zu vollbringen gehabt, die materiell und organisatorisch durch die schwierigsten Klippen zu steuern war: rohstoffmäßig, in der Kartellpolitik, im Wettbewerb mit den Nachbarländern — lauter schwierige Probleme, denen nur mit eisernen Nerven, besser: mit stählernen Nerven beizukommen war. Poensgen ist so eine stählerne Natur. Er hat etwas von dem Werkstoff, in dem er lebt. Festigkeit, aber Elastizität, das sind seine Eigenschaften, mit denen er es immer wieder geschafft hat. In der Organisation der gewerblichen Wirtschaft sind sie gerade deswegen zur Geltung gekommen, weil hier die Verantwortung des Unternehmers gegenüber dem Staat als ein Problem und eine Aufgabe gestellt ist, an der sich zu bewähren heute die vielleicht wichtigste unternehmerische Leistung zu sein hat. Der Industrielle Ernst Poensgen hat diese Aufgabe wie wenige andere mit Erfolg angepackt⁸⁾.

Im
Frey-Moos-Werk
der
Deutsche
Röhrenwerke
A.G.

Aus einem endlosen Stahlband entstehen hier in ununterbrochenem Arbeitsverlauf versandfertige Wasser- und Gasrohre. Ein Ausschnitt aus dem Fertigungsprozeß: Das flache Stahlband tritt aus dem Glühofen (ganz im Hintergrund), an dessen Ausgang es zum Rohr geformt, geschweißt, gerichtet und (ganz links) noch glühend von einer Stahlsäge in der gewünschten Länge geschnitten wird.

Lichtbild: Debus.



In noch höherem Maße gilt das aber für die Leitung überbetrieblicher Gemeinschaften und öffentlich-rechtlicher Körperschaften. Seit 1930 steht Ernst Poensgen als erster Vorsitzender des Stahlwerks-Bandes und der Rohstahlgemeinschaft an der Spitze der deutschen Eisenverbände, auf deren Formung und Straffung er bestimmenden Einfluß genommen hat. Über die Marktorganisation hinaus ist ihm überdies noch die verantwortliche Leitung der wirtschaftspolitischen Selbstverwaltung der Eisen schaffenden Industrie anvertraut. Seit 1935 führt er die Wirtschaftsgruppe Eisen schaffende Industrie, nachdem ihm schon im Jahre 1929 der Vorsitz des damaligen Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller übertragen worden war. Damit vereint er in seiner Person die Führung des bedeutendsten Marktordnungsverbandes mit der Leitung der gewerblichen Selbstverwaltung. Diese an sich seltene Personalunion, die in der gelenkten Wirtschaft beträchtliche Ansprüche an den verantwortlichen Mann stellt, ist der ungewöhnlichen Autorität zu danken, die Ernst Poensgen auf dem Gebiet der Eisenvirtschaft genießt⁹⁾.

Sein Einfluß auf die Eisenvirtschaft griff aber weit über die Grenzen des Reiches hinaus. Als es galt, mit den überaus schwierigen Verhältnissen fertig zu werden, die durch die territorialen Änderungen und durch die wirtschafts- und handelspolitischen Zwangsmaßnahmen des Versailler Machtspruches hervorgerufen waren, ist Ernst Poensgen einer jener Männer gewesen, die es verstanden, durch Herbeiführung einer internationalen Verständigung wieder die Voraussetzungen für eine straffe Marktordnung sowohl im Inneren als auch auf dem Weltmarkt zu schaffen. Dem Verwaltungsrat der Internationalen Rohstahlgemeinschaft gehörte er seit deren Beginn (1926) bis zur Auflösung an. Seit 1930 vertrat er in diesem Gremium die deutsche Gruppe als ihr Leiter. Die RWG war in den ersten Jahren ihres Bestehens kein Idealgebilde und konnte es nach Lage der Dinge auch nicht sein. Ernst Poensgen hat sich immer mit voller Latkraft für eine Reform dieses bedeutenden internationalen Kartells eingesetzt. Die Beschränkung der internationalen Vereinbarungen auf eine quotenmäßige Regelung der Ausfuhr unter gleichzeitiger strenger Erfassung aller Exportgeschäfte war von jeher sein Ziel. Dieses Ziel wurde zu Beginn des Jahres 1933 erreicht. Die Früchte der im Rahmen der internationalen Eisenverbände gewonnenen Erfahrungen werden sicherlich in der Zeit nach diesem Kriege dem Wiederaufbau der europäischen Wirtschaft noch zugute kommen¹⁰⁾.

Die intensive Tätigkeit Poensgens auf dem Gebiet der internationalen Eisenverständigung hat ihn nie daran gehindert, sich mit Nachdruck um

seine nationale Aufgabe zu kümmern. Jahrelang hat er einen zähen Kampf gegen den Irrsinn der Reparationen geführt. Der Förderung des Sports und des Wehrgedankens galt seine ganze Liebe. Seine besonderen Verdienste um den Aufbau der deutschen Rüstungswirtschaft fanden eine äußere Anerkennung in der schon 1937 erfolgten Ernennung zum Wehrwirtschaftsführer und in der Verleihung des Kriegsverdienstkreuzes I. Klasse. Letztlich darf auch sein unablässiges Bemühen um eine vertrauensvolle Gemeinschaftsarbeit zwischen den Unternehmern und ihren Befehlshabern, um einen Ausgleich der Interessen aller Werke innerhalb der Eisen schaffenden Industrie und um eine aufrichtige Verständigung zwischen Eisen schaffender und Eisen verarbeitender Industrie als eine nationale Leistung von Rang gewürdigt werden⁹⁾.

Neben seinem fachlichen Wissen und Können war es die Art der Persönlichkeit, die Poensgen für die Lösung großzügiger Aufgaben prädestinierte. Die Eisenvirtschaft wird für diesen Aufgabentyp so bald keinen gleichwertigen oder gar besseren Nachwuchs finden. Ernst Poensgen hatte die Fähigkeit, auseinanderstrebende Menschen und Dinge ohne Befehl und Zwang durch Vernunft, Takt und Vertrauen zusammenzuführen. Dabei spürte man oft nicht seine Zügelhand. Er ritt nie auf Kandare. Er führte mehr durch Dienst an der gemeinsamen Sache und sein ausgleichendes, brückenschlagendes Wesen. Auch seine weltmännischen Eigenschaften und eine ritterliche Art, der schlaue Konkurrenzmanöver fernlagten, wirkten sich im organisatorischen Bereich schöpferisch aus. In internationalen Kreisen genoß er hohe Verehrung, ja war er geradezu beliebt. Er hat sicherlich durch sein Wesen viel Achtung für den deutschen Unternehmertyp im Ausland erworben. Hier zeichnet sich eine Aufgabe ab, die nach dem Kriege bei der Sicherung der deutschen Führung innerhalb der kontinentalen Großraumwirtschaft mit verdoppeltem Anspruch auftreten wird¹¹⁾.

Vorbild und Beispiel ist alles. Wenn Männer Geschichte machen, dann gilt das auch für die Wirtschaftsgeschichte. Der Mann, der als Unternehmer wirkt, ist gewiß — wie man bei einer rückschauenden Betrachtung auf die vergangenen Jahrzehnte sagen darf — von den Erfordernissen und Spielregeln seiner Zeit abhängig gewesen. Er muß aber immer dem eigenen Volke verpflichtet sein, in seinem Schaffenskreis Erfolg haben, als echter Führer und Kamerad seiner Mitarbeiter wirken, klug und weltoffen die Dinge des Lebens zu meistern verstehen und mit seiner Zeit für seine Zeit und für die Zukunft des Volkes arbeiten²⁾.

Goethe, der Naturerforscher.

Von Houston Stewart Chamberlain.

In einem gewissen Umfang gehört Goethe zu unseren Naturforschern, zugleich aber unterscheidet er sich grundsätzlich von ihnen; die Ähnlichkeit und die Unähnlichkeit, beide soll das neue Wort „Naturerforscher“ andeuten.

Keiner wird die Bedeutung der Naturstudien in seinem Leben, zugleich ihre mögliche Bedeutung für eine Kultur der Allgemeinheit richtig ermessen, solange er sie kurzweg als Naturwissenschaft auffaßt und sich bei unseren sogenannten „exakten Forschern“ ein abschließendes Urteil über ihren Wert und Unwert holt. Wohl ist Goethes Stoff derselbe wie der unserer Naturforscher: er erblickt ihn aber mit anderen Augen; wohl ist sein Ziel ein analoges, nämlich Gestaltung: seine Auffassung von „Gestalt“ unterscheidet sich aber so sehr, daß sie gleichsam einer anderen Welt angehört. Dazu kommt noch als Drittes die sittliche Triebfeder zu diesen Studien, ein Punkt, den man nicht übersehen darf und in bezug auf den Goethe in toto von unseren Fachmännern abweicht.

Einige Worte über diese drei — Stoff, Ziel, Triebfeder — werden genügen, damit wir das, was Goethe unterscheidet, in klaren Umrissen vor Augen erblicken.

Um mit der sittlichen Triebfeder zu beginnen: Es ist der Stolz der reinen Wissenschaft, dem Wissen allein gewidmet zu sein, unbekümmert, ob dieses Wissen nützt oder schadet, fördert oder hemmt, wogegen Goethes Liebe dem Menschen gehört als geistigem und sittlichem Wesen, und er Schritt für Schritt sich die Frage vorlegt: Was wirkt auf diesen veredelnd, was nicht? Gerade in einer rein naturwissenschaftlichen Schrift bekennt er sich zu der „wachsenden Überzeugung: daß alles, was durch Menschen geschieht, in ethischem Sinne betrachtet werden müsse“.

Noch gründlicher weicht Goethes Ziel von dem unserer Fachmänner ab. Denn bedeutet auch das Wort Wissenschaft eine „Gestaltung des Wissens“, so darf man ohne Ungerechtfertigkeit behaupten, das Programm unserer exakten Wissenschaft laute: der Höchstzahl an Tatsachen mit dem Mindestmaß an Gestaltung Herr werden; wogegen Goethe die Überwindung der Tatsachenüberfülle durch ihre vollkommene Umwandlung in erschauete Einheit der Gestalt erstrebt. Mit vollem Bewußtsein geht er darauf aus, den Wissensstoff so zu gestalten, wie es ihn geeignet dünkt, nicht, immer mehr tote Tatsachen schematisch einzureihen, sondern Geisteskultur zu bereichern, zu vermannigfaltigen, zu verbreiten. Hier, in diesem Ideal, erblickt er die lebendige Wahrheit, nicht dort, in jenem Idol.

Ohne Umschweife spricht er es aus: „Wir müssen uns die Wissenschaft notwendig als Kunst denken, wenn wir von ihr irgendeine Art von Ganzheit erwarten.“

Hiermit ist aber der Wendepunkt bezeichnet; denn sobald der Mensch nicht länger nur buchführt und berechnet, nur beobachtet und verkettet, sondern selbstherrlich schafft und gestaltet, befinden wir uns in einem Bereich, wo einzig Genie — mit anderen Worten: der Mensch, der über geniale Befähigung verfügt und insoweit er über geniale Befähigung verfügt — das Recht hat, zu reden, oder wenigstens den Anspruch erheben darf, gehört zu werden. Und da tut sich uns denn plötzlich die Erkenntnis auf, daß Goethes Verhalten sowohl der Natur wie der Menschheit gegenüber trotz der vielen gemeinsamen Interessen in Wirklichkeit nicht bloß im einzelnen, sondern durchweg von demjenigen unserer Naturforschung abweicht.

Goethe will tiefer hineingreifen als unsere heutige Naturforschung, bis hinein in jenes „Innere, nicht etwa Abstrakte,

sondern Urlebendige“, das von unserer Wissenschaft „gar nicht berührt werden darf“; er will höher hinaus als sie, bis dahin, wo „nicht ein atomistisches Atom geduldet wird“, wo wir anstatt der „mechanischen Formeln“, die „das Lebendige in Totes verwandeln“, das „unzweideutige Genie der Natur“ gewahrt werden. Durch diese Tat wird, sagt er, dasjenige gelingen, was unserer unzugänglichen Kastengelehrsamkeit und ihrem abstraktischen Wissensschema zu bewirken versagt bleibt, es wird nämlich „die Natur allen verständlich werden“. In diesen letzten Worten, sieben Tage vor dem Tode geschrieben, liegt der Kulturgedanke, die Kulturhoffnung Goethes eingeschlossen.

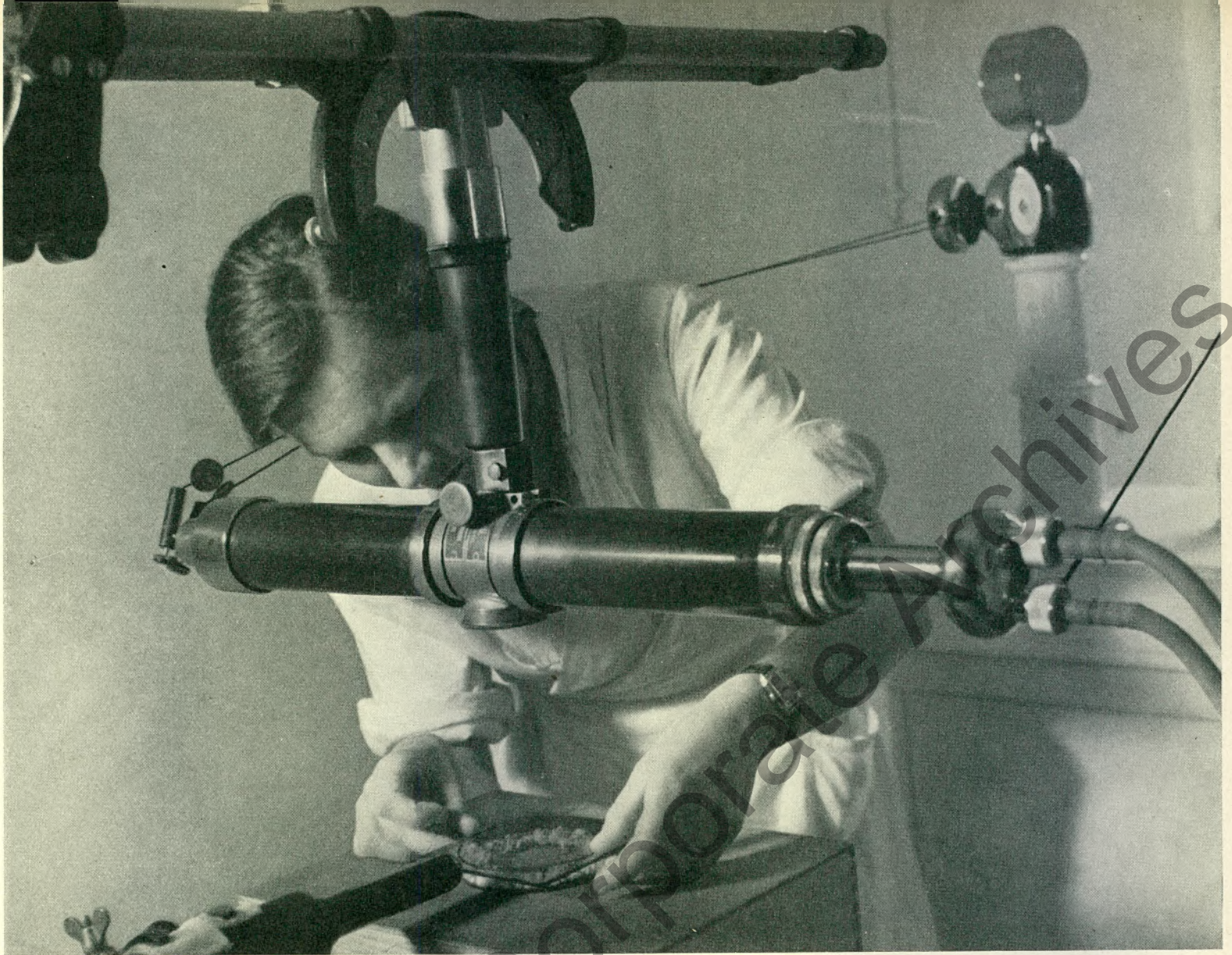
Böllig naiv hatte er seinen Weg angetreten; er selber war der erste, der über das Neue staunte. 1786 schreibt er über seine botanischen Studien: „Ich bin sozusagen über die Mauer gestiegen; so komme ich von neuen Seiten und auf sonderbaren Wegen zur Erkenntnis.“ Bald darauf wurde ihm klar, daß er in dieser „Wendung gegen die Natur, zu der er aus eigenstem Trieb auf die individuellste Weise hingelenkt worden, weder Meister noch Gesellen finde und selbst für alles stehen müsse“. Noch ehe er das fünfzigste Jahr erreicht hatte, begann des Rätsels Lösung ihm deutlich aufzudämmern, zugleich die Erklärung des tragischen Seelenkampfes, in den seine „Wendung gegen die Natur“ ihn verwickelt hatte. Dafür zeugt das folgende Wort, das zu den gewichtigsten gehört, die je seinem Munde entfloßen: „Sind wir imstande, mit dem Komplex von Geisteskräften, den man Genie zu nennen pflegt, dem gewissen und unzweideutigen Genie der Natur entgegenzudringen, so müßte denn doch etwas entstehen, dessen wir uns als Menschen zu erfreuen hätten.“ Mit diesem Satz ist alles ausgesprochen: Ziel, Methode, sittlicher Zweck.

Für mein Empfinden bewährt sich Goethes eigenes Wort: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister“ nirgends meisterlicher als in der Art, wie er sich ein Ganzes des Naturerkennens durch strenge Beschränkung auf Bruchteile einzelner Disziplinen zu schaffen verstand; hier hat ein hoher Instinkt gewaltet. Selbst von jemand, der nicht auf Sachgelehrsamkeit ausgehen, sondern auf ideelle Gestaltungszwecke gerichtet bleiben wollte, hätte jede einzelne naturwissenschaftliche Disziplin, sobald sie in allen ihren Teilen hätte umfaßt werden sollen, die Hingabe eines ganzen Lebens erfordert. Goethes Ziel wies ihn andere Wege: Nicht alles lernen, was andere erforscht haben, sondern durch weise Beschränkung Helllichtigkeit gewinnen, „durch strengste Kenntnis des einzelnen sich eine Art von durchdringender Allwissenheit erwerben“.

Der organisatorische Gedanke, aus dem alle Ideen Goethes über die lebendige Natur hervorgehen, entstammt der Überzeugung, „im Mannigfaltigen verberge sich das Einfache“. Wie aber sollen wir zu diesem verborgenen Einfachen gelangen? Dadurch, daß wir lernen, „im Besonderen das Allgemeine zu schauen“. Kurz und nichtsdestoweniger erschöpfend hat Goethe es einmal ausgesprochen: „Das ist die wahre Symbolik, wo das Besondere das Allgemeine repräsentiert, nicht als Traum und Schatten, sondern als lebendig-angenehmliche Offenbarung des Unerforschlichen.“

Diese zwei entgegengesetzten, sich aber harmonisch ergänzenden Grundsätze sind in aller Deutlichkeit zu erfassen: im Mannigfaltigen das Einfache und im Besonderen das Allgemeine erschauen.

Aus Houston Stewart Chamberlain: „Goethe“, Verlag Bruckmann, München. 1. Aufl. 1912. 9. Aufl. 1938.



Lichtbild: Dr. Cron.

Röntgenstrahlen verändern die Erbmasse.

Ein Blick in die Arbeit des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Züchtungsforschung in Müncheberg.

Aus dem Blütenstaub einer Pflanze wird mit Hilfe kurzweiliger Strahlen ein Chromosom (Bestandteil des Zellkerns und Träger der Erbanlage) herausgebrochen; die bei dieser „Beschießung“ auftretenden Veränderungen werden geprüft und ihre Gesetzmäßigkeit bei verschiedener Stärke und Dauer der Bestrahlung untersucht und festgelegt. Die bisherigen theoretischen Versuche haben einen klaren Einblick in die durch künstliche Beeinflussung mögliche Formmannigfaltigkeit einer einzigen Pflanzensorte gegeben. Neben zahlreichen pathologischen Veränderungen sind auch solche beobachtet worden, die vom Standpunkt der Verwertung her günstiger erscheinen als die Ausgangsform. Diese Erfahrung hat dazu geführt, besonders erwünschte Erbeigenschaften an Kulturpflanzen, die bisher noch nicht vorhanden sind, experimentell zu erzeugen.

Forschung sprengt Deutschlands Ketten.

Geschichte und Bedeutung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften.

Von Hans Hartmann.

Houston Stewart Chamberlain hat in seinem schönen „Goethe“-Buch dem „Naturerforscher“ Goethe ein großes, in seinem Aufbau bewundernswertes Kapitel gewidmet. Er hat dieses Kapitel genau um die gleiche Zeit geschrieben, als die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften gegründet wurde, und er hat in ihm von der hohen Warte aus, auf der er stand, eine Frage aufgerührt, die vielen damals als eine Grundfrage deutscher und europäischer Kultur auf den Lippen lag: die Frage nach der Stellung des Menschen in der Natur und nach der Art, wie er sie zu erforschen habe, damit sowohl eine tiefere Erkenntnis der Natur erstehe wie auch die Hilfe, die sie dem Menschen leisten kann, deutlicher sichtbar werde^o.

^o Vgl. auch „Das Werk“ 1936, Heft 9, S. 386: J. W. Goethe, „Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt“.

Chamberlains Goethe-Buch erschien 1912 als Frucht einer jahrelangen, langsam reisenden Arbeit, die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft wurde, nach wenig mehr als einjähriger Vorarbeit, am 11. Januar 1911 gegründet.

Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß die Gedanken Chamberlains, die ihm innerstes Anliegen waren, gleichzeitig ihre grundsätzliche Erfüllung und Verwirklichung in der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften fanden. Diese Gesellschaft, damals durch ein vorbildliches Zusammenwirken führender deutscher Persönlichkeiten entstanden, trat sofort als ein neues vielversprechendes deutsches Kulturgebilde in Erscheinung. Heute darf sie mit ihren 36 Instituten und ihren mehreren Hunderten von wissenschaftlichen Forschern als eine wichtige, in vieler Hinsicht sogar maßgebende und führende Einrichtung im kulturellen Leben Deutschlands angesehen werden. Breiten sich doch von ihr strah-

lenförmig Kräfte der Naturerforschung, der Forschung für Landwirtschaft und Industrie und der technischen Vervollkommnung in weiten Gebieten des deutschen Lebens aus.

Um gleich zu Anfang unserer Betrachtung einen Begriff von der Spannweite des Arbeitsbereiches der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zu erhalten, der die kleinsten wie die größten Aufgaben umfaßt, sei aus jedem dieser drei Gebiete ein Beispiel angeführt: Im Institut für Seenforschung und Seenbewirtschaftung in Langenargen am Bodensee, das mittelbar im Dienste der deutschen Volksernährung steht, sind unter anderem die naturwissenschaftlichen Vorarbeiten für die heutige rationelle Bodenseefischerei geleistet worden. Den greifbaren Erfolg beleuchtet eine Feststellung und zwei Zahlen: Einst bestand die Gefahr, daß durch Raubbau die ganze Fischerei lahmgelegt würde, heute beeinflusst das Institut maßgebend die auf Grund seiner Forschungen erlassenen Fischereigesetze mit dem Erfolg, daß die Bodenseefischerei in einem Jahr einen Ertrag von fast 600 000 Kilogramm im Werte von über 600 000 Mark erbrachte.

Im Institut für Züchtungsforschung in Müncheberg arbeiten rund fünfzig Forscher an der Aufgabe, deutsche Nutzpflanzen zu immer besseren und widerstandsfähigeren Zuchtformen zu entwickeln. Anlässlich der Erweiterung dieses Institutes im Jahre 1928 wurde seine Aufgabe wie folgt umrissen: „Zwischen der reinen Vererbungswissenschaft und der züchterischen Praxis klafft heute bei uns noch eine Lücke. Diese Lücke nach Möglichkeit auszufüllen, ist die einzige Aufgabe des neuen Institutes. Es soll Pionierarbeit tun und neue Methoden der Züchtung ausfindig machen.“

Getreu dieser Grundrichtung ist und wird in diesem Institut theoretisch und wissenschaftlich über genetische Fragen bei Pflanzen gearbeitet, werden neue Methoden und neue Wege für die Pflanzenzüchtung ausfindig gemacht und diese Erfahrungen dem deutschen Privatzüchter zur Verfügung gestellt. Weiter werden praktische Züchtungsprobleme selbst in Angriff genommen, soweit sie von privaten Zuchtbetrieben nicht gelöst werden können, weil sie für diese zu schwierig, zu kostspielig oder zu unsicher sind.

Hier sind nicht nur die süßen Lupinen gezüchtet worden, die die deutsche Landwirtschaft wesentlich umgestalteten, sondern auch zahlreiche Pflanzen und Obstsorten, die gegen Frost oder Insekten widerstandsfähig sind; kurz, es wird hier auf Grund eingehender Sonderforschungen großzügige Landbaupolitik getrieben.

Der Name des Instituts für Kohlenforschung in Mülheim (Ruhr) hat mancherlei Wege für die nutzbringende Verwertung eines der wichtigsten deutschen Bodenschätze, der Kohle, geebnet; sein Name ist mit einer Großtat deutschen Erfindergeistes untrennbar verbunden: der Verflüssigung der Kohle zu Treibstoff.

Mehrere Institute — genannt seien das Institut für Anthropologie und das für Biologie in Berlin-Dahlem, das Institut für Genetik und das für Hirnforschung in Berlin-Buch, das Institut für Psychiatrie in München — erarbeiteten, von verschiedenen Ausgangspunkten kommend, die wissenschaftlichen Grundlagen für die deutsche Erb- und Rassen-gesetzgebung.

Doch wenden wir, nach diesen kurzen Streiflichtern auf ein paar praktische Leistungen einiger weniger Institute, unseren Blick dankbar zurück zum Geburtsjahr der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft:

Verschiedene Strömungen wissenschaftlich-kultureller und solche staatslich-kulturpolitischer Art trafen zusammen, um im Jahre 1910 zur Gründung der Gesellschaft zu führen, die sich bis auf den heutigen Tag und sicher noch in eine ferne Zukunft hinein als eine so überragend wichtige Tat in der deutschen Kulturgeschichte erweisen sollte.

Das 19. Jahrhundert hatte auf allen Gebieten die Zer-

teilung und Bergliederung, die Vereinzelnung und Sonderung durchgeführt, und zwar sowohl was die Themen, die „Fächer“, als auch was die Arbeitsmethoden betrifft. Es kam zu jener „Spezialisierung“, die eine Frucht der Begegnung mit immer neuen, vorher unbekanntem Bereichen der Natur war. Die Aufgaben wuchsen auf allen Gebieten der Physik und Chemie, der Geologie und Astronomie und insbesondere auch der Medizin wie Pilze aus der Erde. Während aber noch hundert Jahre früher der Geist des forschenden Menschen überschauend und zusammenfassend (synthetisch) dachte und alle Dinge des Lebens aufeinander zu beziehen vermochte, befand er sich nun mehr und mehr in der Notwendigkeit, nach allen Seiten gehen zu müssen. Damit war die Zersplitterung da, ein auflösendes, analytisches Denken triumphierte, das nur mehr in „Fächern“ zu arbeiten vermochte. Dabei mußten immer neue Unterfächer geschaffen werden, die sich aufs neue unterteilten. Ein Ende war nicht abzusehen.

Da kam ein Ruf wie der Chamberlains gerade recht. Er zeigte in seinem Kapitel über den Naturerforscher Goethe, daß dessen Grundhaltung der Natur nicht nur viel näher komme als die rein fachliche und fächerartige Bergliederung, sondern ihr auch viel eher gerecht werde.

Mit einer Fülle von Goethe-Worten und Goethe-Zaten zeigt Chamberlain, der Deuter des Vergangenen und Prophet des Zukünftigen zugleich war, wie ein fruchtbares Verhältnis zur Natur, wie eine Forschung, die ihren Namen wirklich verdient, bei Goethe zustande kam.

Schon der frühe Goethe sprach das Wort:

„Sieh, so ist Natur ein Buch lebendig,
Unverstanden, doch nicht unverständlich.“

An anderer Stelle steht das Wort: „Nur da, wo die Natur frei ist, wird der Naturforscher frei sein, da, wo man sie mit Menschenfesseln bindet, wird auch er gefesselt werden.“

Und wie einfach, groß und tief wirken die Worte Goethes von der Zusammenschau, die uns ein möglichst genaues Bild von der Natur zu geben vermag; zum Beispiel dies: „Das einzelne verwirrt; desto angenehmer ist's, wenn unser Bestreben, die Gegenstände in einem gewissen Zusammenhange zu sehen, einigermassen gefördert wird.“

Zu Anfang des 20. Jahrhunderts wuchs die Sehnsucht nach solcher Zusammenschau, nach einer gründlichen Überprüfung unseres Verhältnisses zur Natur, nach einer Neubegründung der Naturwissenschaften überhaupt. Die Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft beruht mit auf diesem Wunsche, die Natur wieder größer, umfassender, wahrer zu sehen als die Jahrzehnte vorher.

Da es einen Zufall in dem üblichen Sinne vor dem tiefer dringenden geschichtlichen Blicke nicht gibt, war es auch kein „Zufall“, daß gerade der Theologieprofessor an der Universität Berlin und Direktor der Preussischen Staatsbibliothek, Adolf von Harnack, von Kaiser Wilhelm II. anlässlich der Hundertjahrfeier der Gründung der Berliner Universität damit beauftragt wurde, die Grundlinien einer neuen und umfassenden wissenschaftlichen Gesellschaft zu ziehen und die geistigen Grundlagen zu legen.

Es ist ein geradezu symbolhafter Vorgang gewesen: der Mann, der ganz in geistigen Zusammenhängen wurzelte, der die Entstehung der abendländischen Kulturen wie wenige vor ihm begriffen und erleuchtet hatte, der aber auch den deutschen Idealismus kannte wie wenige, mußte sich nun hinsetzen und sich mit der Lage der Chemie und Physik, der Biologie und der Medizin in Deutschland und im Auslande beschäftigen. Am 2. September 1909 hatte v. Valentini, der Chef des geheimen Zivilkabinetts des Kaisers, Harnack aufgefordert, eine Denkschrift, ein „Gutachten“, zu verfassen, das die „Begründung eines neuen, der Wissenschaft gewidmeten Institutes“ zum Gegenstand haben sollte. Dabei bemerkte Valentini, daß Althoff, der bekannte langjährige Leiter des

Adolf von Harnack
(1851 bis 1930).

Professor der Theologie
an den Universitäten Leipzig,
Gießen, Marburg, Berlin;
Direktor der Preussischen
Staatsbibliothek;
erster Präsident der Kaiser-Wilhelm-
Gesellschaft.

preussischen Wissenschaftswesens, darauf hingewiesen hatte, „daß es bei uns an Einrichtungen fehlt, die der naturwissenschaftlichen Forschung, losgelöst vom Lehrbetriebe an den Universitäten, Gelegenheit zur Betätigung bieten.“

Es stand von vornherein fest, daß nur ein Mann von überragender geistiger Bildung sich dieser neuen Aufgabe annehmen konnte. Darum wurde kein Fachnaturwissenschaftler mit der geistigen Grundlegung beauftragt. Harnack übernahm die Arbeit als ein Mann von umfassender Bildung und tiefer Verwurzelung in der deutschen Geistes- und Wissenschaftsgeschichte.

Er war aber nicht nur zur geistigen Begründung der neuen Gesellschaft ausersehen, sondern galt auch für ihre Leitung als befähigt, ja als der Befähigste; das beweist die Tatsache, daß er als erster Präsident gewählt wurde und auch bis zu seinem Tode Präsident blieb. Er hat dieses am weitesten sichtbare und wohl auch verantwortlichste Amt in der deutschen wissenschaftlichen Welt vom 11. Januar 1911 bis zum 10. Juni 1930 bekleidet.

Mit dem Aufweis der damaligen geistigen Lage und der Haltung der Wissenschaft gegenüber der Natur, die unbedingt nach einer Neugründung und einer Zusammenschau (Synthese) verlangte, haben wir aber nur eine, wenn auch die tiefste Strömung gekennzeichnet, die zur Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft führte.

Von praktisch mindestens ebenso großer Wichtigkeit ist der in dem Schreiben Valentinis angedeutete Gedanke, daß es Stätten der reinen Forschung geben müsse, die von den Belastungen des Lehrbetriebes, von Examens-, Dekanats- und Rektorenpflichten frei seien. Das war keineswegs selbstverständlich. An sich wäre es durchaus möglich gewesen, eine andere Zielsetzung ins Auge zu fassen.

Daher stellte Harnack in seiner vierzehn Druckseiten langen Denkschrift vom 21. November 1909 diesen Gesichtspunkt in einem mächtigen Auftakte an den Anfang: es müsse vom Lehramt freie Forschungsinstitute geben. Er verwies dabei auf Humboldt, als dessen geistiger Nachfolger er selbst vielen Zeitgenossen erschien.

Eine der wichtigsten Aufgaben dieser Institute war es, daß freie Forscher und ihre Assistenten Zeit und Raum fanden,



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

Lichtbild: N. Perscheid.

einer ganz bestimmten Spur in ihren Forschungen zu folgen und damit neue Gebiete zu erschließen, neue Methoden zu entwickeln, überhaupt Neuland zu finden, wo man es vorher nur ahnen konnte.

Vor allem aber sollten die freien Forscher die Freiheit haben, auch da weiter forschen zu können, wo noch gar kein „Lehrstoff“ vorhanden ist. Wie mancher neue Zweig der deutschen Wissenschaft ist aus den Kaiser-Wilhelm-Instituten hervorgegangen, ist heute Universitäts- und Prüfungsfach, war aber einmal ein Wagnis kühner Geister, denen man freie Zeit und Räume zur Verfügung gestellt hatte.

Eines aber muß Harnack vor allem am Herzen gelegen haben: die Zusammenarbeit der Akademien und Universitäten mit den freien Forschungsinstituten, ihr Zueinandergreifen, so daß es nicht zu einer Kräftezersplitterung in der wissenschaftlichen Welt kommt, sondern zu einer organischen Zusammenfassung.

Um das ganz zu verstehen, sei kurz das Wesen der Akademien der Wissenschaften gekennzeichnet, das sich ebenfalls ganz deutlich von dem der Universitäten als Lehr- und Forschungsinstitute abhebt. Die Akademien stellen sich die Aufgabe, große

zusammenfassende wissenschaftliche Unternehmen durchzuführen. Sie können zum Beispiel ein germanisches Wörterbuch oder eine Volksliedsammlung im Sinne Grimms schaffen. Aber ihre einzelnen Mitglieder sind, von den ganz wenigen freien Professoren abgesehen, doch wieder Universitäts- und Hochschulprofessoren, also ohne genügend freie Zeit.

Von den „Hilfsinstituten“ aber unterscheiden sie sich grundsätzlich dadurch, daß sie keine eigenen Gebäude, Forschungsstätten, Versuchsfelder, Observatorien haben. So muß es zu einer Zusammenarbeit aller drei Organisationsformen kommen. Daß dies Ziel erreichbar war, zeigt die Entwicklung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, die mit wenigen Instituten gegründet wurde, unter der tatkräftigen Leitung ihrer Präsidenten Harnack (1911 bis 1930), Planck (1930 bis 1937), Robert Bosh (1937 bis 1940) und Albert Bögler ständig wuchs und heute 36 Institute in allen Teilen Deutschlands zählt, von deren Arbeit im einzelnen in diesen Blättern noch die Rede sein soll^o.

Noch aber ist es zum Verständnis aller Beweggründe für die Stiftung der Gesellschaft nötig, eine dritte Strömung festzustellen, und damit betreten wir das Gebiet eines nationalen Notstandes, auf den Harnack mit bewegten Worten in seiner Denkschrift aufmerksam machte. Und hier beginnt die Geschichte der Gesellschaft in tieferem Sinne politisch zu werden.

Es konnte in Deutschland nicht unbeachtet bleiben, daß zumal in dem mit Dollars gesegneten Lande der Vereinigten Staaten mit riesigen Mitteln üppig ausgestattete Forschungsinstitute gegründet wurden. Sie konnten es sich leisten, viel größere Gebäude zu errichten, viel mehr Forscher anzustellen, viel mehr Untersuchungsreihen laufen zu lassen, als man brauchte. Man schwamm im Überfluß. Wenn von hundert Untersuchungsreihen nur eine zum Ziele führte, oder auch diese nicht einmal, so schadete es nichts, es wurde dann eben von vorne begonnen. Das aber konnte man sich in Deutschland nicht leisten; denn Deutschland war immer ein armes Land. Es war ausgeschlossen von den Reichtümern der Welt, und es konnte nur da Forschungen anstellen, wo man sicher war, mit wenigen Mitteln verhältnismäßig gute Ergebnisse zu erzielen. Gleichwohl lag grundsätzlich natürlich in den Ideen Humboldts und Harnacks die Aufforderung zur „freien“ Forschung, das heißt zur Inangriffnahme von Versuchen und Forschungsreihen, bei denen nicht „hundertprozentige“ Sicherheit bestand, daß etwas „herauskommen“ würde.

Wir haben hier, über das uns bewegende Thema der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft hinaus, einen fundamentalen Unterschied zwischen deutscher und angelsächsischer, insbesondere nordamerikanischer Forschungsweise zu verzeichnen. Während dort das Risiko, das Abenteuerliche herrscht, verbunden mit unbefruchteten Geldmitteln, muß und will die deutsche Forschung nur sinnvoll, mit bestimmten, erfolgversprechenden Zielsetzungen arbeiten. Das hat sie immer bewiesen, insbesondere aber in der großartigen Entwicklung der Kaiser-Wilhelm-Institute.

Harnack sah daher auch die Lage geradezu als bedrohlich an. Wir erkennen hier einen Weitblick nicht nur über Deutschlands wissenschaftliche Lage, sondern über seine Gesamtlage, der Bewunderung verdient. Hätten er und andere mit ihm nicht damals erkannt, daß die Forschung in anderen Ländern einen Vorsprung gewann, der neben anderen Nachteilen ideeller Art

^o Anmerkung der Schriftleitung: Wir freuen uns, für die Bearbeitung dieser geplanten Aufzählung, die unseren Lesern einen umfassenden Überblick über den Arbeits- und Wirkungsbereich der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft sowie Einblicke in das Aufgabenfeld einiger ihrer bedeutendsten Institute vermittelt, den Verfasser des vorstehenden Aufsatzes gewonnen zu haben. Kann doch Hans Hartmann, aus dessen Feder u. a. das soeben erschienene Werk „Forschung sprengt Deutschlands Ketten“ und „Weltmacht Kohle“ (beide Union-Verlags-Gesellschaft, Stuttgart) stammen, als einer der besten Kenner der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft angesprochen werden.

auch einen katastrophalen Vorsprung des Kriegspotentials bedeuten mußte, dann könnten wir heute nur sagen: Wehe uns! Es ist gar kein Zweifel daran möglich, daß ohne die Kaiser-Wilhelm-Institute unser Kriegspotential weit geringer wäre, als es glücklicherweise heute ist.

So haben wir ein besonders schönes Beispiel dafür, wie das nationale Empfinden eines Mannes vom Schlage Harnacks Deutschland in seinen Not- und Krisenzeiten zu helfen berufen war, wobei es sicher ist, daß Harnack diese Folgerungen nicht in ihren ganzen Ausmaßen bewußt gewesen sein können. Aber das Gute lohnt sich eben oft in der Geschichte, auch wenn sein Träger nicht alle Konsequenzen überschaut.

Nützig schreibt Harnack in der Denkschrift: „Dennoch steht heute, am Anfange des 20. Jahrhunderts, die deutsche Wissenschaft, vor allem die Naturwissenschaft, in einer Notlage, die nicht vertuscht werden darf. Zwar ist es eine Übertreibung, wenn jüngst von einem Hochschullehrer behauptet worden ist, die deutsche Wissenschaft sei bereits (nämlich von der amerikanischen) überflügelt worden, und ihre Universitäten ständen nicht mehr an der Spitze; wahr aber ist, daß die deutsche Wissenschaft auf wichtigen Linien der Naturforschung hinter der anderer Länder zurückgeblieben ist.“

Diese Tatsache ist schon jetzt nationalpolitisch verhängnisvoll und wird es auch wirtschaftlich immer mehr werden. Nationalpolitisch ist sie verhängnisvoll, weil, anders als früher, heutzutage bei dem außerordentlich gesteigerten Nationalgefühl jedem wissenschaftlichen Forschungsergebnis ein nationaler Stempel aufgedrückt wird. Man liest heute in den wissenschaftlichen Veröffentlichungen von deutschen, französischen, amerikanischen Forschungsergebnissen bzw. Forschern, was früher in diesem Maße nicht der Fall war. Die Völker legen eben Wert darauf, jedem neuen Wissensfortschritt gleichsam das Ursprungszeugnis mit auf den Weg zu geben. Sie werden dabei in früher nie geübter Weise von ihrer Tagespresse unterstützt, in wohl erwogener Absicht. Wissen sie doch, daß nichts so sehr geeignet ist, für ein Volk auf der ganzen Welt zu werben und es als den führenden Kulturträger erscheinen zu lassen, als die Erweiterung des menschlichen Wissens und die Erschließung neuer Quellen für die Arbeit und Gesundheit der gegenwärtigen und zukünftigen Generation. Deshalb hat die Führung auf dem Gebiete der Naturwissenschaften nicht nur einen ideellen, sondern sie hat auch einen eminenten nationalen und politischen Wert. Daß sich an diesen auch ein wirtschaftlicher anschließt, braucht nicht erst nachgewiesen zu werden.“

Diese prophetischen und dem Geist unserer Zeit gemäßen Worte sind auch deshalb so bedeutsam, weil sie das „Vertuschen“ ausdrücklich ablehnen. Jene Zeit aber hat leider, wie man weiß, allzuviel vertuscht, und darum ist auf politischem und sozialem Gebiete vieles so kläglich gescheitert. Ein Glück, daß Harnack auf kulturellem und wissenschaftlichem Gebiete durchdrang und so die Grundlagen zu einem besonders ruhreichen und für unsere heutige Kriegführung wichtigen Kapitel der deutschen Geschichte legte.

Zugleich hat er aber auch ein anderes Problem an der Wurzel gepackt. Es war damals schon, wie es heute noch ist: die Feinde Deutschlands finden sich stets damit ab (oder behaupten es wenigstens), daß die Deutschen als Volk der Dichter und Denker möglichst in Kleinstaaten und nach der Art Epikureer ihre „geistige Kultur“ pflegen, wenn sie nur politisch und wirtschaftlich nicht mächtig sind. Hier war nun gerade Harnack als Geisteswissenschaftler, der dem deutschen „Dichten und Denken“ aufs tiefste verpflichtet war, der rechte Mann, um den rechten Weg zu finden. Und dieser geht aus seiner Denkschrift ganz deutlich hervor: Gewiß „Dichten und Denken“ — so tief, reich, vollkommen man es kann! Aber zugleich mit beiden Beinen auf der Erde stehen, den Anschluß an die Weltentwicklung nicht veräumen, die Wissen-

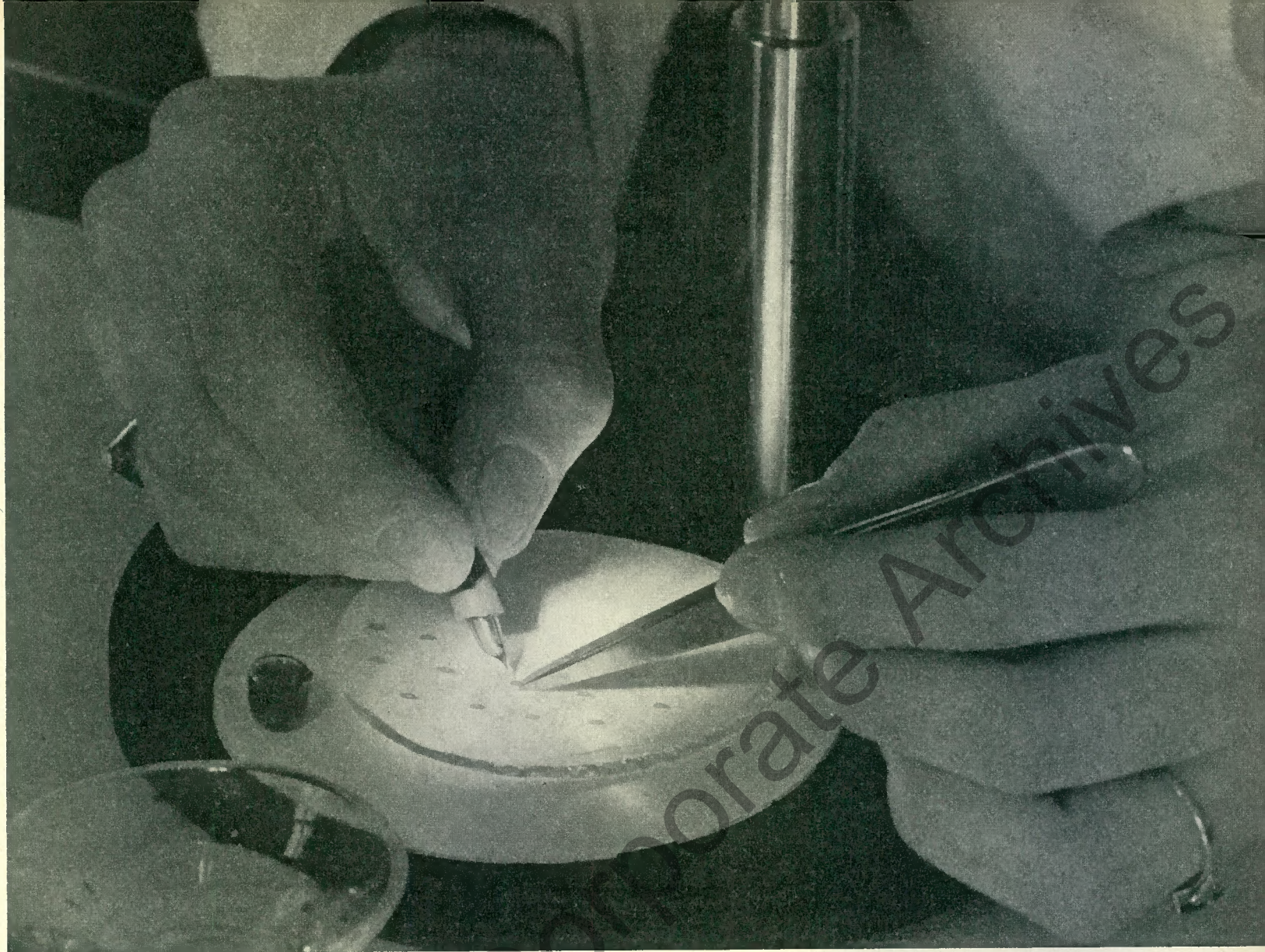


Bild: Dr. Groy.

Lebensrätsel werden gelöst.

Ein Blick in ein Arbeitsgebiet der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft für Biologie in Berlin-Dahlem.

Wir nehmen die „Metamorphose“ der Schmetterlinge, ihre Verwandlung aus der Raupe über die Puppe zum Schmetterling, als selbstverständlich an. Welche Kraft aber bewirkt diese Verwandlung? Der deutschen Forschung ist es gelungen, den Schleier des Geheimnisses, der über diesen Vorgängen liegt, immer mehr zu lüften: Es sind Reiz- und Wirkstoffe (Hormone), die, in bestimmten Organen hervorgebracht, von dort aus ins Blut gelangen und damit den Geweben zugeführt werden. Entfernt man dieses Organ, so kommt die Entwicklung zum Stillstand: die Raupe bleibt Raupe, die Puppe Puppe. Pflanzt man aber das entfernte Organ wieder ein oder spritzt der „amputierten“ Puppe einen bei einer normalen Puppe gewonnenen Wirkstoff (Hormonertrakt) ein, so wird der künstliche Stillstand aufgehoben, die Metamorphose setzt ein, aus der Puppe schlüpft der Schmetterling. So wie in der Biologie überhaupt die Einzelarbeit an verschiedenen Objekten die Voraussetzung für allgemeine biologische Erkenntnisse ist, so erwächst auch aus dieser Einzelarbeit eines Forschers in einer Abteilung des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Biologie die gemeinsame Behandlung von Problemen, die im Vordergrund des Interesses der heutigen Biologie stehen.

schaft treiben, so sorgsam und tiefgründig man es nur kann, und — nicht zuletzt! — diese Wissenschaft auch in den Dienst des Vaterlandes und seiner soldatischen Aufgabe stellen.

So hat Harnack seine Planung gekrönt mit der nationalen Idee in einem so umfassenden Sinne, wie man es früher selten findet. Und die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft hat im Laufe der Jahre und unter ihren folgenden Präsidenten dieses Erbe gewahrt und genährt. Sie steht heute mit in erster Reihe, wenn es sich darum handelt, die großen nationalen Aufbaumerke zu erkennen und ihre Bedeutung dem ganzen Volke vor Augen zu führen.

Die Denkschrift umreißt dann die Linien für den geplanten Bau der Institute: zuerst soll ein chemisches, dann ein biologisches und dann ein physikalisches entstehen. Mahnend weist Harnack auf den Vorsprung des Auslands, auf Carnegie-Institut, Pasteur-Institut und andere hin. Er empfiehlt, ein Kaiser-Wilhelm-Institut für naturwissenschaftliche Forschung zu stiften und es mit der Akademie der Wissenschaften und der Universität in Verbindung zu setzen. Er tritt ferner dafür

ein, daß auch Private, das heißt natürlich in erster Linie industrielle Kreise, sich an der Finanzierung beteiligen und daß der Staat zwar die oberste kulturelle Lenkung in der Hand hat, aber möglichst wenig in die freie Forschung eingreift.

Alle diese Gedanken haben sich bewährt. Manches Mal mußten im Laufe der nun drei Jahrzehnte des Bestehens Reibungen vermieden werden. Dank des Verantwortungsbewußtseins aller Beteiligten, sowohl der Präsidenten der Gesellschaft wie der Kultusminister (Erziehungs- und Wissenschaftsminister), gelang das in jedem Falle. Und die praktische Forscherarbeit wurde nie gestört durch kulturpolitische Vorgänge, die ja bei der feinen Verzweigung des kulturellen Lebens in einem so fortgeschrittenen Lande wie Deutschland auch ausgekämpft werden mußten.

Eines aber wird uns heute besonders tief bewegen. Harnack hatte ein Institut mit drei Abteilungen gefordert. Aus dem einen Institut sind heute sechsunddreißig geworden. Das war nicht Zufall, nicht Willkür, nicht ein ins Riesengroße übersteigter Wille, nun etwas besonders „Gigantisches“ zu

schaffen. Wenn tatsächlich etwas so Umfassendes wie die heutige Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft daraus wurde, so lag das einfach in der Dynamik der Dinge. Vielleicht ist die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft die größte wissenschaftliche Gesellschaft der Erde. Es ist das schwer festzustellen, weil man verschiedene Maßstäbe anlegen kann — die Zahl der Institute, die Zahl der darin tätigen Forscher, die Höhe der aufgewendeten Mittel, die Wichtigkeit der Forschungsergebnisse. Aber wir haben gar nicht den Ehrgeiz, mit gigantischen Zahlen zu prunken. Wir haben darum ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die Zahl der laufenden Forschungsreihen, die Kosten für die Institute und ihre Ausstattung keineswegs der endgültige Maßstab für die wissenschaftliche und kulturelle Leistung sind.

Auf diese allein aber kommt es an. Wir betrachten sie, indem wir die genauere Schilderung späteren Aufsätzen vorbehalten, jetzt in großen Zügen.

Dabei fällt unser Blick zuerst auf die Persönlichkeit der Präsidenten. Harnack ist es gelungen, den Grundstein zu legen und bis zu seinem Tode 1930 rund dreißig Institute anzugliedern oder ihre Eingliederung vorzubereiten. Dabei konnten durch ritterlich geführte Unterhandlungen mit bereits bestehenden Instituten eine Anzahl von solchen für die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft gewonnen werden. Wir nennen das von dem berühmten Oskar von Miller gegründete Institut für Wasserbau und Wasserkraft mit seinem Versuchsgelände nahe dem Walchensee oder das Deutsche Entomologische Institut, das bereits eine ruhmreiche Vergangenheit besaß. Außerlich am eindrucksvollsten sind die Institute, für die man nach genauen Plänen und den neuzeitlichen Erfordernissen entsprechende Gebäude errichtete, also in erster Linie die Dahlemer Institute, oder Institute wie das für Medizin in Heidelberg und für Eisenforschung in Düsseldorf. In diesen Instituten sind die technischen Fragen vollkommen gelöst, so daß die bestmöglichen Ergebnisse mit dem geringsten Aufwand erzielt werden können.

Max Planck fand also im Jahre 1930 bereits einen gewaltigen „Apparat“ vor, wenn man (um in einem technischen Bilde zu bleiben) so sagen darf, einen Apparat, der eine ebenso gewaltige Aufgabe in sich schloß. Mit sicherer Hand führte er in den Jahren nach 1933 die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft in die durch die deutsche Revolution geschaffene neue Lage über. Er als Physiker konnte nun, nachdem der Geisteswissenschaftler Harnack die Grundlinien der Gesellschaft festgelegt und sogar einige geisteswissenschaftliche Institute ins Leben gerufen hatte, die Synthese zwischen der Gesellschaft und den rasch wachsenden naturwissenschaftlich-technischen Aufgaben der neuen Staatsführung vollziehen. Er tat es in der Meisterschaft des Mannes, der überzeugt ist von der Majestät der „reinen“ Wissenschaft, der heute so genannten Grundlagenforschung, die die Natur erforscht um ihrer selbst willen und ohne sich von vornherein an Zwecke zu binden. Er tat es aber auch in der Leidenschaft des aufrechten deutschen Mannes, der alle Kräfte, auch die der Forschung und Wissenschaft, dem Vaterlande dienstbar macht — um so mehr und leidenschaftlicher, wenn das Vaterland von einer ungeheuren Gefahr, der der Einkreisung, bedroht war, wie es ja tatsächlich in den Jahren 1933 bis 1937 der Fall gewesen ist. Damals haben — das ist heute ein offenes Geheimnis — die Kaiser-Wilhelm-Institute ein wesentliches Stück unserer Ausrüstung wissenschaftlich und technisch untermauert, und damit ist die Gesellschaft vor der deutschen Geschichte mit hohem Ruhme ausgezeichnet.

Überblicken wir nun das heutige Arbeitsgebiet der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft so, wie es sich dem scharfer zusehenden Betrachter und Bewunderer entgegendrängt, so kann man es in zwei Hauptbereiche einteilen. Die umfassenden Begriffe „Natur“ und „Mensch“ lassen uns das Wesentliche erkennen.

Die Natur wird erforscht in ihren drei großen Reichen Mineralreich, Pflanzenreich und Tierreich.

Das Institut für Silikatforschung, das unter anderem Baustoffe untersucht, arbeitet mit feinsten Mitteln an der Erkenntnis der Struktur unserer Gesteinsarten. Ähnlich arbeiten andere Institute daran, die Kohle, das Eisen, die übrigen Metalle gründlich auf ihre Eigenschaften und die in ihnen waltenden Naturgesetze zu untersuchen. Die Verbindung zu den großen Aufgaben unserer Zeit tritt hier immer stärker in Erscheinung.

Das Pflanzenreich wird vor allem in dem großen Institut für Züchtungsforschung in Müncheberg in der Mark erforscht, das eine Nebenstelle in Kleinblumenaus in Ostpreußen hat, wo die klimatischen Bedingungen härter sind als sonst in Deutschland. Aber auch andere Institute widmen sich der Pflanzenforschung, so die drei Institute, die die Wissenschaft vom Leben im Binnensee, die sogenannte Limnologie, als Aufgabenkreis haben, oder das Institut für Biologie, dessen eine große Abteilung der reinen Pflanzenkunde gewidmet ist. Dem Tierreich endlich gilt die Arbeit der anderen Abteilungen des Instituts für Biologie, die Vogelwarte Rossitten in Ostpreußen und das Deutsche Entomologische Institut. Neu trat kürzlich ein Institut für Tierzucht hinzu.

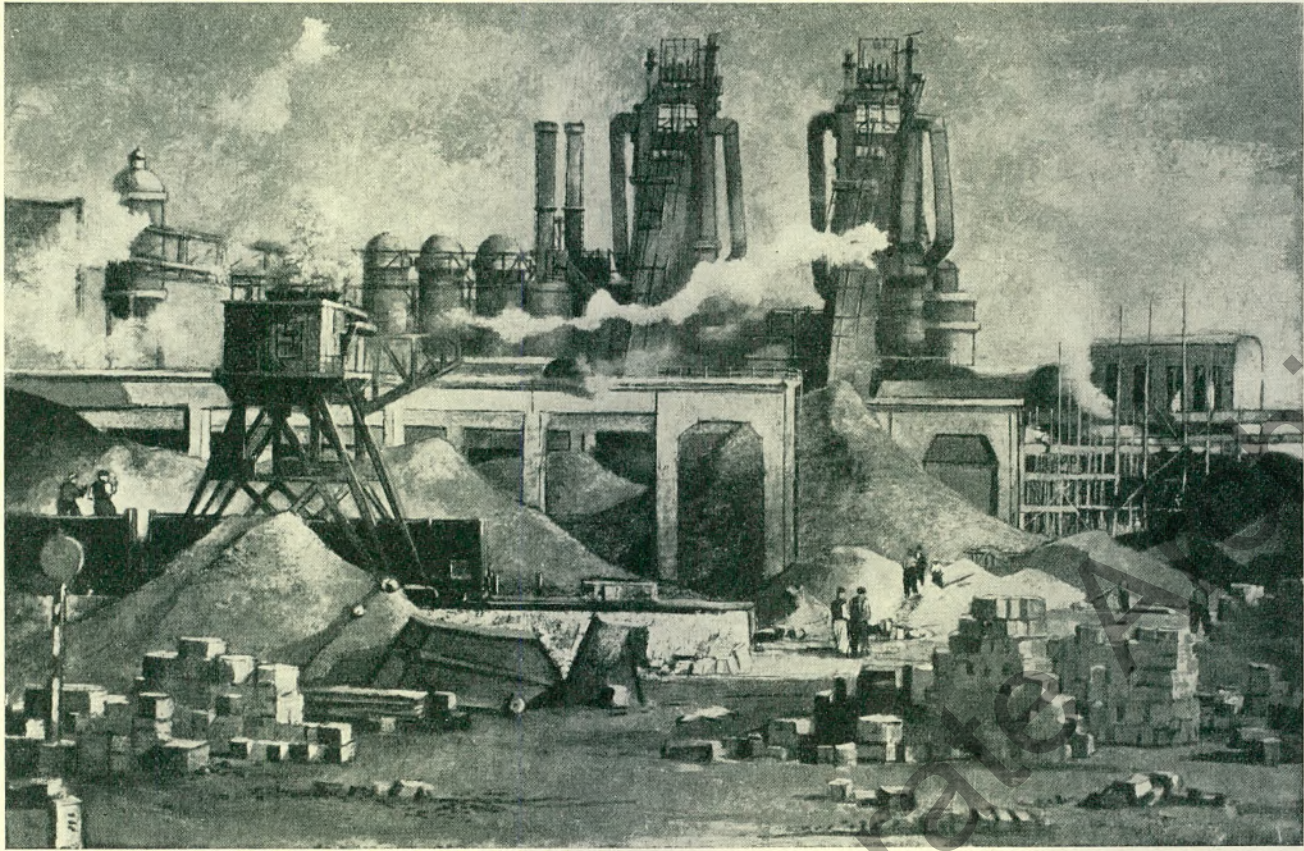
In diesem ersten großen Überblick fehlt noch manches, und der mit der Arbeit der Gesellschaft Vertraute wird die meteorologischen, physikalischen und chemischen Forschungen, die auch dem heute so gegenwartsnahen Problem der Atomumwandlung gelten, vermissen. Aber es soll hier keine verwirrende Fülle von Einzel Tatsachen und -namen entstehen, und so mag der Hinweis auf die beabsichtigte eingehende Würdigung auch dieser Arbeiten die Nennung im einzelnen an dieser Stelle ersehen.

Der Mensch als das Wesen, das zugleich Natur ist, aber durch seine körper-seelische Veranlagung und die ihm eigentümlichen Gesetze die Natur überschreitet, ist das andere große Grundthema der Forschungen der Gesellschaft.

Das Institut für Hirnforschung untersucht mit unvorstellbar feinen Methoden das Zentralorgan des Menschen. Die Institute für Medizin und für Psychiatrie, die in Heidelberg und München wirken und damit weitere Landschaften des deutschen Vaterlandes mit dem Geist ihrer Arbeit erfüllen, klären die grundlegenden Fragen leiblichen und seelischen Krankseins. Im letzteren Institut ist man allen Fragen der Vererbung bei seelischen Leiden, auch bei Kretinismus oder Verbrecheranlage, sorgfältig nachgegangen, so daß die deutschen Erb- und Rassegesetze die denkbar solideste Grundlage haben. Die Zwillingsforschung ist heute das wichtigste Mittel zur Erkenntnis der Vererbung von Krankheiten oder seelischen Eigenschaften. Sie wird wesentlich in einem Institut betrieben, das schon in seinem Namen den Begriff „Mensch“ trägt, dem Institut für Anthropologie, Eugenik und menschliche Erblehre.

Der Mensch ist aber nicht nur ein biologisches Wesen, sondern er ist — im Unterschiede zu einem Naturwesen — auch kulturschöpferisch. Dieser seiner Tätigkeit gelten die drei bisher einzigen geisteswissenschaftlichen Institute der Gesellschaft, das für Geschichte, das für öffentliches Recht und Völkerrecht und das für Privatrecht.

So hat sich bereits eine Vielfältigkeit der Arbeit der Gesellschaft ergeben, die man mit einem Organismus höherer Ordnung vergleichen kann. Es laufen zahlreiche Verbindungsfäden zwischen den Instituten, deren Arbeit sich gegenseitig befruchtet, so daß sie sich alle in den Dienst der großen völkischen Aufgaben stellen. Wo eine Lücke sich auftut, sucht man sie durch die Gründung neuer Institute auszufüllen. So sind kürzlich die Institute für Biophysik, für Bauffaserforschung und Tierzucht entstanden. Auch sie werden sich bemühen, dem Ruf der anderen Institute nachzueifern und damit den Ruhm der deutschen Wissenschaft zu mehren.



Gemälde von Richard Seifner, Düsseldorf.

Hüttenwerk.

Samtliche Lichtbilder: Erika Schmauß.

Kunst und Technik.

Gedanken zum Thema „Industriebild“ von Dr. Wilhelm Rüdiger.

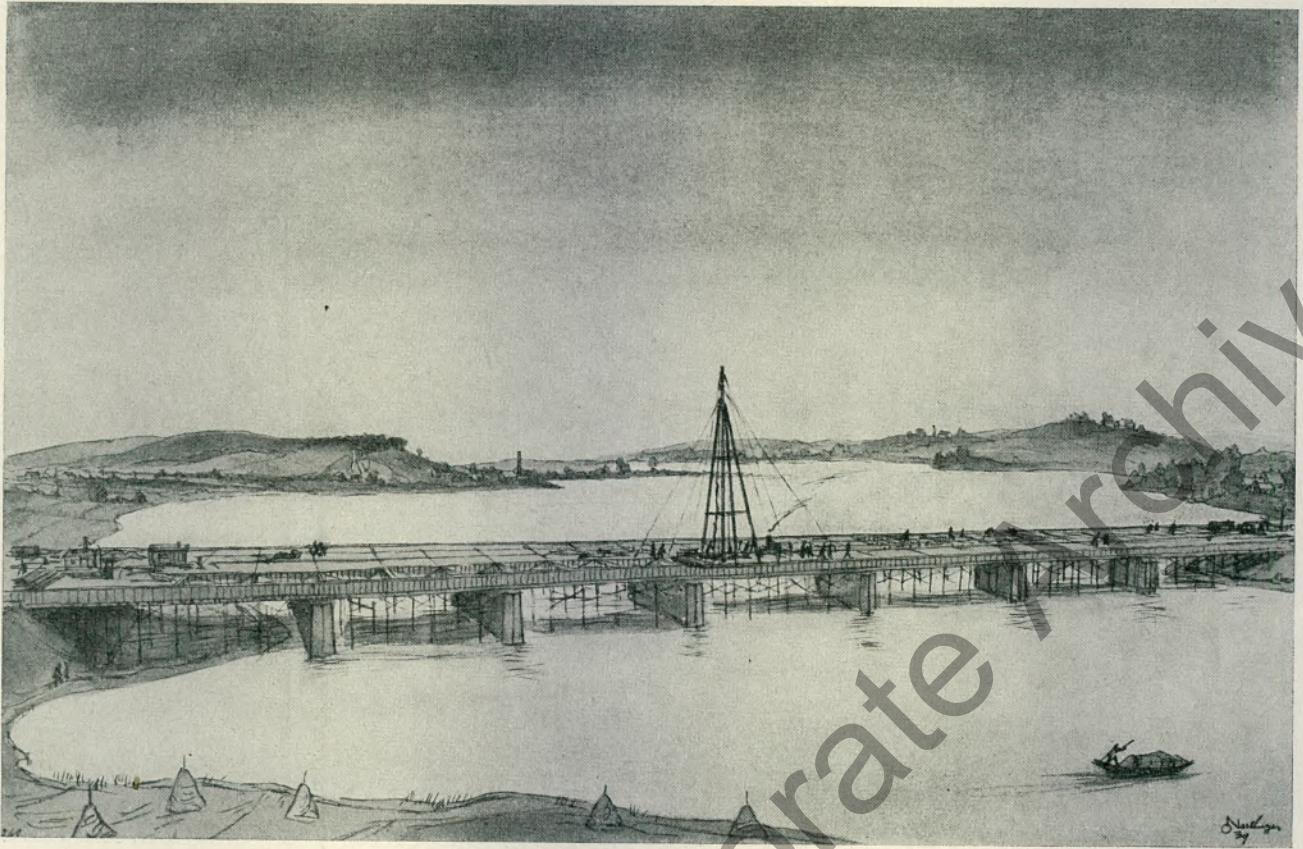
Wie alljährlich, bringt „Das Werk“ auch in diesem Jahr seinen Lesern einige Bilder aus der Großen Deutschen Kunstausstellung im Haus der Deutschen Kunst in München. Eigenwilliger und kompromißloser ist diesmal der Begleitert aus der Feder Dr. W. Rüdigers. Das Recht des Verfassers, über dieses Thema Grundlegendes zu sagen, bestätigt sein gleichzeitig mit der nachfolgenden Arbeit im Verlag der Deutschen Technik erscheinendes Bildwerk „Kunst und Technik“. Man kann, wie Dr. Rüdiger in seinem Begleitbrief an uns durchaus zutreffend schreibt, dieses „unendliche Thema auf ein paar Seiten nur im Auschnitt behandeln“. Man wird, wie wir hinzufügen möchten, bei dieser notgedrungen kurzen Form der Darstellung mit Widerspruch rechnen müssen, insbesondere wenn man Ansichten und Erkenntnisse, die vielleicht das Ergebnis und der Gewinn jahrelangen Ringens um das Wesen und die Aufgabe der Kunst bedeuten, zur allgemeinen Diskussion stellt, ohne die einzelnen Erkenntnisse oder Forderungen mit einer ausführlichen Begründung zu untermauern. Wir glauben aber, daß gerade ein hier und da zu Widerspruch oder zum mindesten zur Diskussion reizender Beitrag über das Thema „Kunst und Technik“ zuweilen befruchtender ist als eine Darstellung, die sich darauf beschränken würde, einen zusammenfassenden beschreibenden Überblick über das „technische Bild“ auf der Großen Deutschen Kunstausstellung 1941 zu geben.

Kunst und Technik, zwei Begriffe, die sich auf den ersten Blick unversöhnlich gegenüberzustehen scheinen und doch immer wieder miteinander verkoppelt werden in naivem Mißverstehen oder leidenschaftlichem Streben, beide unter ein Gesetz zusammenzuzwingen, ohne dem einzelnen etwas von seinem Wesen zu nehmen.

Das vergangene Jahrhundert, in dem Bestreben, das neu erlebte und neu empfundene Technische „künstlerisch“ zu gestalten, formte einst die Träger von Bahnhofsdächern als korinthische Säulen oder schmückte Maschinenteile mit antiken Blattornamenten oder eisernen Säulchen. Man glaubte, auf diese Weise die Technik für die Kunst erobern zu können.

Als anderes Extrem wurden uns in der Stilmode der sogenannten „neuen Sachlichkeit“ vor etwa einem Duzend Jahren die verschiedensten Dinge des Lebens in der exakten Gestalt von Maschinenkonstruktionszeichnungen gereicht. Hier sollte das Wesen des Künstlerischen aus dem wissenschaftlichen Geist des Maschinenzeitalters begriffen, dort das Maschinelle mit „Kunst“ verbrämt und kostümiert werden.

Auch unsere Generation — man erkennt es in jeder Kunstausstellung von neuem — steht vielfach der künstlerischen Darstellung der Maschine und der Technik im Grunde noch recht ratlos gegenüber; als wären wir noch nicht sicher, ob das Technische, die Maschine nackt und nüchtern dargestellt werden darf. Die kaum verflossene „neue Sachlichkeit“ und die durch sie erreichte Ernüchterung und Entseelung aller Form ist freilich als nicht gerade unbedingt erstrebenswerter Bildstil erkannt worden. Trotzdem bemühen sich gewissenhafte Künstler gerade vor der Maschine immer wieder vergeblich um eine „sachliche“ Lösung und geraten damit nicht selten in die Bezirke der Konstruktionszeichnung. Aber ein Künstler ist nun einmal kein technischer Zeichner, und ein Maleratelier ist kein Ingenieurbüro. Vor allem auf dem Gebiet der Graphik muß man von Zeit zu Zeit mahnen an diese Tatsache erinnern, während in der Farbkunst, in der Malerei, die Gefahr der technisch-registrierenden Farbwiedergabe, die Gefahr der Farbphotographie, nicht im gleichen Maße besteht. Gelegentlich ist man geneigt, zu sagen: Im Gegenteil.



Beim Bau der Reichsautobahn über den Zernsee.
Gemälde von Oskar Nerlinger, Berlin.

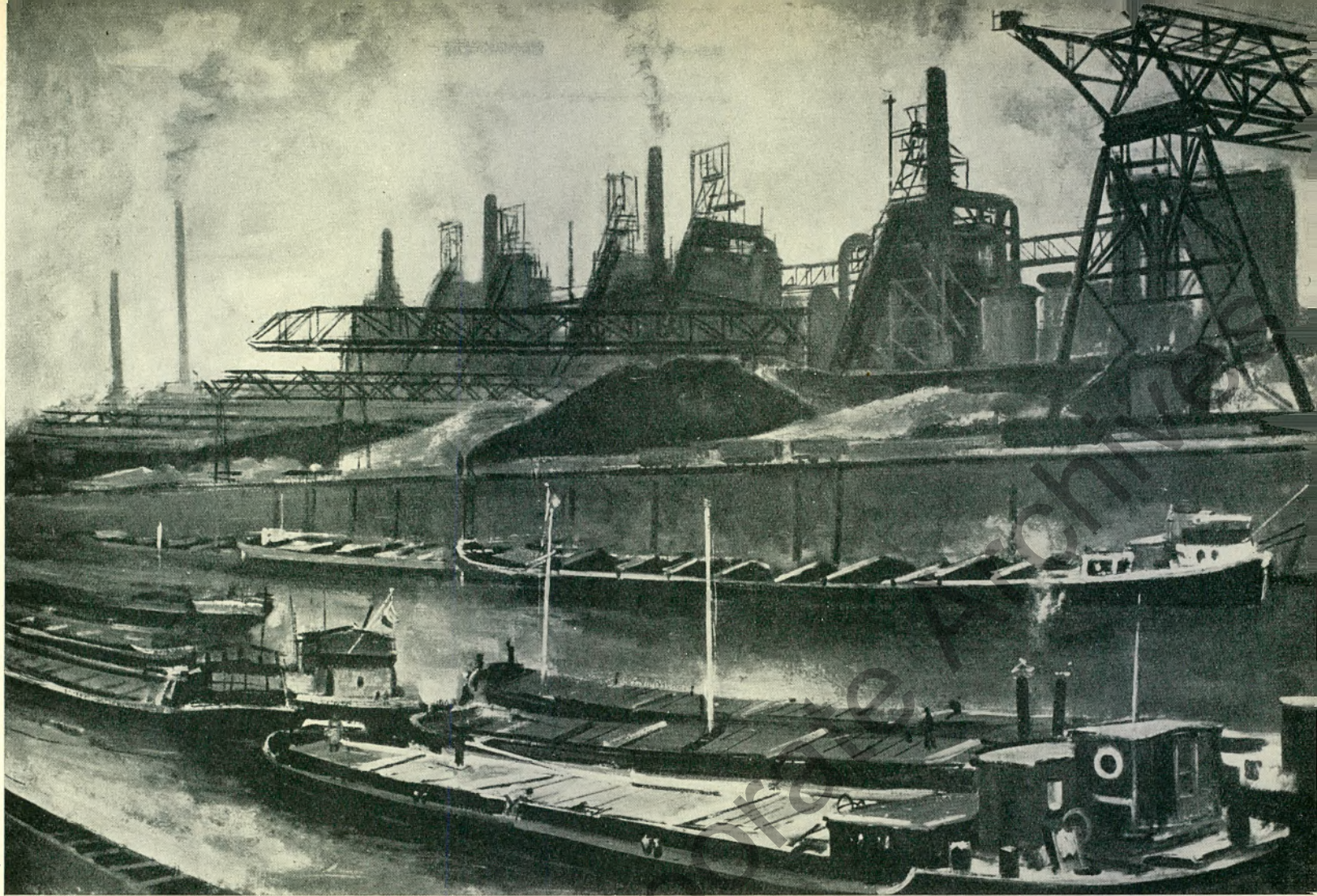
Auch heute noch hüllen viele Maler die sperrigen Formen von Industriegroßbauten, hüllen Krane, Bahnhöfe, Hochöfen, hüllen das verschlungene Gestänge von chemischen Anlagen gern in die alles überdeckende, alles verbindende „malerische Atmosphäre“, die mit Hilfe der bei industriellen Vorgängen unvermeidlichen Rauch- und Dampfbildung anscheinend leicht herzustellen ist. Mit der grandiosen neuartigen technischen Gestalt, mit der Figur und Erscheinung dieses ganz neuen gigantischen Lebewesens „Technik“ setzen sich diese Landschaftler, die ihr Sommer- oder Herbstlandschaftsschema nun auf ein Industrie- oder Bau Thema anzuwenden versuchen, auseinander. Vielleicht empfinden sie den Zwiespalt zwischen den Werken der Technik und den Werken der Natur und versuchen, ihn mit ihren konventionellen malerischen Mitteln zu überdecken? Aber vielleicht auch ist ihnen noch gar nicht aufgegangen, was für eine gefesselte elementare, dämonische Kraft in diesen bizarren technischen Baugestalten schlummert, jeden Augenblick fähig, loszubrechen?

Und dabei beginnt hier, gerade hier das große Problem der Industriemalerei, allen Einwänden: „Diese Industriebauten, diese rein zweckhaften Gestalten der Technik sind unkünstlerisch“ zum Trotz. Zwar ist es richtig, diese Gestalten sind nicht unter dem Gesetz der ästhetischen Schönheit, sondern unter dem der technischen Notwendigkeit entstanden. Ihre Logik ist eine andere. Sie folgen einer zweckhaften Ordnung, dem Kausalzusammenhang chemischer oder physikalischer Vorgänge. Die Kunst aber folgt einer musischen Ordnung, einer Logik der Farb- und Formempfindungen, keiner Berechnung. Der Maler und Graphiker will sein Bild so wie ein Komponist seine Melodie zusammenschließen, runden, zu Ende führen und ausschwingen lassen. Die Technik steht in der Natur, in der Welt mehr oder weniger ein unerhört kompliziertes Uhrwerk, hinter dessen funktionelle Zusammenhänge sie im ein-

zelnen Schritt für Schritt zu kommen sucht, während der Künstler in der Welt den atmenden Organismus erkennen will. Der Techniker sieht die Teile und die Einzelvorgänge und ist nachdenkend bestrebt, sie zu einem möglichst organischen Ganzen zusammenzuschließen, der Künstler sieht, erlebt und spürt nur das Ganze, er will in der Einheit alles sagen. Und damit dieses alles nun eingehe in die Einheit eines großen umfassenden Blickes, darum hüllt der Maler so gern die vielen Einzelheiten eines technischen Organismus, einer Fabrikanlage, eines Hochofens, eines Bahnhofes in malerischen Dunst. Er mildert und verschleiert die Härten, er deckt schamhaft die bizarren und „häßlichen“ Technikformen und -bauten mit Rauch und Dampf zu.

Aber das ist keine endgültige künstlerische Lösung der neuartigen Aufgabe, sondern ein Ausweichen, ein Um-Ziel-Vorbeigehen.

Immer vollkommener und abgerundeter sind die Formen, die die moderne Industrie und Technik hervorbringt. Abgeschliffen von allem Zuviel, wird der Wesens- und Wirkens Kern sichtbar, so daß man darin gar nicht mehr das rechnerisch konstruierte Gerät, das dem Menschen hilft, sondern schon die Gestalt eines ganz neuen technischen Lebewesens zu erkennen meint. Wie ein vorweltliches Ungeheuer haust es auf unserer Erde, geladen mit dämonischer Gefährlichkeit, aber gezähmt und gezügelt von seinem Herrn, dem Menschen, der diese chemischen und physikalischen Urmächte in diese Gestalt beschworen hat und der sie bändigen und führen kann. Die Kunst wird sich mit dieser neuen, unser Leben innerlich und äußerlich bedrohenden Größe auseinandersetzen müssen, damit der innere Sinn, die innere Wahrheit und Notwendigkeit des Technischen durch sie offenbar werden, damit die Dämonie der Technik, durch den Geist überwunden, eingehe und eingegüßt werde in unser Weltbild!



Gemälde von Otto Geigenberger, München.

Industriehafen.

Darum sind alle Versuche und Anfänge, sich mit der Lebensmacht „Technik“ künstlerisch auseinanderzusetzen, zu begrüßen. Im Haus der Deutschen Kunst wird alljährlich dem technischen Bild ein ganzer Saal eingeräumt, und man kann dort ablesen, wie weit der Künstler das technische Thema ergriffen hat, wie weit er von ihm wirklich ergriffen worden ist. Das Erlebnis des Technischen kann großartig, es kann aber auch bestürzend und beklemmend sein: immer aber bleibt es ein Erlebnis, das nicht gleichgültig läßt. Der einzelne Künstler mag vielleicht, je nach Veranlagung, hier und dort geneigt sein, die Gewalt oder, sagen wir ruhig Gewalttätigkeit des Themas zu mildern, die Bruchstelle seines künstlerischen Könnens und Wollens wird offenbar in dem Augenblick, wo er versucht, das Gigantische der Technik zu „verniedlichen“. Man sieht es der Pinselhandschrift und der Farbgebung eines Bildes an, ob sein Schöpfer den Mut hat zu den großen unerbittlichen Formen des Technischen. Unsere Malerei wird für das neue gewaltige Erlebnis des Technischen auch einen neuen künstlerischen Ausdruck finden müssen, die Schulmittel der üblichen Landschaftsmalerei erweisen sich vor diesem grandiosen Thema als unzulänglich.

Und wir haben schon einige Maler, in deren Bildern das technische Ungeheuer in Umriß, Wesen, Gestalt und Farbe erfaßt ist. Genannt seien hier als beispielhafte Exponenten zweier Möglichkeiten die Namen des Düsseldorfer Malers Richard Geisler und des Münchener Otto Geigenberger. Richard Geisler baut aus Halden, Kühltürmen, aus den Zylindern der Kessel, aus Röhren und Schornsteinen wie ein Baumeister sein Bild auf. Als Künstler erkennt er in dem zweckhaften Beieinander der Dinge eine geheime architektonische Ordnung, er rafft die Gestalt der ganzen Anlage zu

einer großartigen Baugruppe zusammen: auf ganz unpathetische, sehr strenge und schweigsame Art wandeln sich unter seinem Pinsel „häßliche“ Fabriken gleichsam zu „Burgen der Arbeit“. Bei Geigenberger dagegen werden die großen einfachen Flächen farbig lebendig. Das Braun der Lastkähne, das Schwarz des Kohlenbergs, das Eisenrot von Stahlgertippen und das schmutzige dumpfe Smaragdgrün des Kanalwassers stehen nebeneinander. Ein paar helle Masten, ein leuchtender Rettungsring oder ein grünes Kajütendach klingen auf dem breitangelegten dunklen Grunde als leichte malerische Signale und tragen dazu bei, die Technikbilder Geigenbergers zu farblicher Eindringlichkeit zu gestalten.

Neben den Arbeiten dieser beiden Künstler erscheint vieles andere im Stil konventionell und in der Formgebung matt und ungeordnet; es fehlt manchem Maler noch immer der Mut, das Wesen des Technischen in all seiner Härte und Eigengesetzlichkeit als etwas Neues zu begreifen und im Bilde zu formen. Man sieht offenbar noch nicht ein, daß es etwas anderes ist, Sommerwölkchen und sonnige Panoramen als vielmehr Kohlenbergwerke, Fördertürme und Bahnhöfe zu malen. Die harte Welt der Technik verlangt eine härtere Faust und ein härteres Herz als eine blühende Sommeridylle. Sage keiner, daß das ein Weg zur Vergröberung und Verrohung der Kunst sei! Nicht gröber, nur größer und gerasselter noch wird die Formgebung werden müssen vor solchen Themen, und wir werden vielleicht am künstlerischen Erlebnis dieser neuen ungeheuren technischen Welt wieder die große einfache und unpathetische Auffassung der Form erlernen, die die Voraussetzung sein wird zu einem von allen erhofften neuen monumentalen Bildstil.

Die Stahlschmiede von Jena.

Zur Erinnerung an den 14. Oktober 1806.

Von Professor Dr. W. Schneider, Köln.

Die Erinnerung an die Schlacht von Jena und Auerstedt wird in jedem Deutschen für immer das Gefühl der Trauer auslösen, wie die an Rossbach und Leuthen das des Stolzes. Im Vergleich mit dem Geschehen unserer Zeit sind das unbedeutende Gefechte; aber der numerische Umfang allein macht die weltgeschichtliche Bedeutung einer Schlacht wie jedes politischen Ereignisses nicht aus.

Als in Regensburg das alte Deutsche Reich starb, schwand ein seelenloser Schatten dahin — bei Jena aber zerbrach nicht nur Preußen, sondern die Zukunft Deutschlands, ja Mitteleuropas, schien vernichtet.

Und doch konnte Bismarck am 30. Juli 1892 auf dem Marktplatz in Jena es aussprechen, daß „auch diese Unglückschlacht nötig gewesen sei, um ein königlich preussisches Heer in den Dienst der nationalen Idee zu stellen“, und daß „ohne Jena wohl kein Sedan uns besichert worden wäre“. Denn unerhört wie der Zusammenbruch wurde auch der Aufstieg Preußens zu der wunderbaren Leistung der Freiheitskriege nach sieben furchtbaren Elendsjahren.

Zügellos, wie gewöhnlich nach solchen Katastrophen, waren die Beschuldigungen berufener und unberufener Kritiker, die sich einseitig gegen die Armee, vor allem gegen die Offiziere, die „Junker“, richteten. Daß diese zu sterben mußten, bezeugt die von den Franzosen selbst als „unverhältnismäßig groß“ bezeichnete Zahl von 270 toten und verwundeten Offizieren auf dem Schlachtfelde, bezeugt die Tatsache, daß von den 7000 Offizieren der Armee von Jena fast 4000 die Führer im Freiheitskriege wurden. Falsche Sparsamkeit des Staates aber hatte sie in kümmerlichen Verhältnissen einseitig und kleinlich werden lassen, hatte die Verantwortungsfreudigkeit getötet und „den Mut durch Mangel an jeder inneren Triebfeder zu entschlossenem Handeln unproduktiv gemacht“. Der Soldat aber, dessen Teilnahmslosigkeit nach Scharnhorsts Urteil der letzte Grund alles Unglücks war, tat in harter Zucht und geistlosem Drill mechanisch seine Schuldigkeit, ohne „sich eins zu wissen mit dem Vaterlande“.

Am verhängnisvollsten aber wirkte sich nach der Niederlage, die an sich kein unerfesslicher Verlust war, der Mangel an Vertrauen in die Führung aus, weil der eiserne Wille fehlte, der unter dem großen Könige jeden Verzagenden mit unerbittlicher Strenge getroffen hätte. Nur so sind die schmachtvollen Kapitulationen von Generalen zu begreifen, die einst rühmlich und ehrenvoll gefochten hatten.

Fast noch schlimmer zeigte sich dieselbe völlige Lethargie auf dem Gebiet der Zivilverwaltung. Es war der erste „schwarze 9. November“ in der deutschen Geschichte, als in Berlin Minister und Behörden, „der Macht der Tatsachen sich unterwerfend“ — wie 1918! —, ohne Scham den Eid auf Napoleon, den neuen Herrn, leisteten. Hier enthüllt sich der tiefste Grund des Zusammenbruchs: Der Staat, den drei große Herrscher aus dem Hause Hohenzollern erbaut hatten, konnte nur bestehen durch das von den Feinden gern als „Militarismus“ bezeichnete preussische Grundgesetz der Verpflichtung jedes einzelnen vom König bis zum letzten Untertanen zum bedingungslosen Dienst für den Staat, wie es in dem Wort Friedrichs II.: „Der König ist nur der erste Diener seines Staates“ klassischen Ausdruck fand.

Klar hat diese Erkenntnis die Königin Luise ausgesprochen in den einfachen Worten: „Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit ihr nicht fortgeschritten, und deshalb überflügelte sie uns.“

Nun war Preußen ein Torso; die königliche Familie und der Rest des Heeres fern in Ostpreußen, alle Lande westlich der Elbe französisch, die Festungen und Berlin im Besitz der Franzosen!

Dort aber hielt im Winter 1807/08 ein Professor Sichte wunderliche „Reden an die deutsche Nation“, die er zur Selbsthilfe aufrief, an „Deutsche schlechtweg, durchaus beiseite setzend alle tremenden Unterscheidungen, welche unselige Ereignisse seit Jahrhunderten in der einen Nation gemacht haben“.

Ja, gab es denn eine deutsche Nation? War sie nicht seit 1648 tot, ein lächerliches Gespenst, der Spott Europas? Hier war der Punkt, an dem der materialistisch-rationalistische gallische Geist selbst eines Napoleon verständnislos seinem Gegner gegenüberstand und deshalb überwunden wurde. Dieser Gegner war der deutsche Idealismus, der seit fünfzig Jahren die Nation in ihrem Denken, Dichten und Singen einig gemacht hatte, wie nie früher und später bis auf unsere Tage.

Aber erst in dem Elend der Friedensjahre erkannte dieses Volk der „Menschheitsideale“ die herbe Wahrheit, daß Gefühle allein wie Dampf sind, der verpufft, daß sie aber, eingesperrt in den Organismus eines mächtigen staats- und nationalpolitischen Willens, eine Kraft werden können, die alle Fesseln sprengt. Erst als Preußen den ganzen Reichtum deutscher Geistigkeit zu politischem Wollen erhob, wurde die geistige Inkarnation des Preußentums, die Lehre vom kategorischen Imperativ des sittlichen Willens als Weltgesetz, die Kant der Welt verkündet hatte, zur lebendigen Macht.

So wurde — nach Bismarcks Wort — „das zerschlagene Eisen der altpreussischen Monarchie unter dem Hammer der Fremdherrschaft zum Stahl umgeschmiedet, der 1813 diese mit starker Elastizität zurückschleuderte“. Denn dies neu entstandene Preußen nahm nun den vollen Strom der deutschen Bildung in sich auf, der Geist von Potsdam und der von Weimar schlossen einen ewigen Bund, das kriegerische Preußentum und der deutsche Idealismus wurden die Schöpfer einer neuen Zeit. Die Wissenschaft erkannte, daß sie des Vaterlandes bedurfte, um lebendig wirken zu können, Kants Imperativ und Schillers vaterländisches Pathos wurden politische Mächte, die die Jugend in den heiligen Kampf trieben, und bis in die einfachsten Schichten des Volkes drang der große Sinn für politisches Wollen. So wuchs, wie ein Zauberwerk, zuerst der Spott, dann das Entsetzen der Franzosen und ihrer rheinbündlerischen Satrapen, das preussische „Volk in Waffen“ gleichsam aus dem Boden empor. Preußen wurde, wie Clausewitz sagte, „die stählerne Spitze an dem eisernen Keil, womit der Koloss gespalten wurde“. Jetzt erst gedieh die Saat aufopfernder Fürsorge, der unablässigen Erziehung und Hebung des Volkes, die die großen Herrscher gesät hatten, dem schwächeren Enkel zum Segen. Nur in Preußen und einigen Ländern Norddeutschlands „stand das Volk auf, brach der Sturm los“, das übrige Deutschland blieb teilnahmslos oder feindlich.

So mußte denn Preußen der „Zwingherr zur Deutschheit“ werden, denn immer wird dem Staate im Ringen der Völker nach hohen Zielen die Führung schließlich zufallen, der die meisten Opfer mit dem stärksten Willen und der klarsten Zielsetzung gebracht hat.

So wurde die Stahlschmiede des Unglücks von Jena zugleich die Zukunftschmiede eines geeinten Deutschlands. Preußen konnte sich der großen Aufgabe nicht mehr entziehen. Der Schicksalsweg zur Einigung war beschritten.

Macht- kampf im Fernen Osten.

Von
Otto Behrens.

Japanische Kriegsschiffe
im Manöver.
Japan-Photo.



Den Neuordnungsbestrebungen Japans im Fernen Osten wurde die sogenannte „ABCD-Front“ entgegengesetzt, ein neuer Begriff der anglo-amerikanischen Propaganda, womit eine antijapanische Vereinigung der vier Länder America, Britain, China (Kumpfhina) und Dutch-India (Niederländisch-Indien) gemeint ist. Diese Mächte, die noch durch Australien und die Sowjetunion unterstützt werden, haben sich zusammengefunden, um Japan zum Teil wirtschaftlich und zum Teil auch militärisch zu umklammern. Die totale Einkreisung, die sich hier vollzieht, zielt sowohl auf das japanische Inselreich als auch auf Japans Interessengebiete auf dem süd-

asiatischen Festland. Durch den offenen Wirtschaftskrieg, der unter dem Druck Großbritanniens und den USA. von allen Seiten gegen Nippon geführt wird, um durch eine Abschnürung von den Rohstoffmärkten anderer Länder, auf deren Lieferungen es in starkem Maße angewiesen ist, Japan ernste Schwierigkeiten zu bereiten, hofft man, diesen Konkurrenten ausschalten und zumal vom ostasiatischen Festland verdrängen zu können. Was hier zur Entscheidung steht, wird durch die Alternative: Preisgabe der japanischen Interessen in Südostasien oder totale Rohstoffsperrung, am besten gekennzeichnet. Diesen Absperrungskreis zu durchbrechen, ist für Japan eine Lebensfrage.



Auf dem Festlande geht es vor allem um Indochina und Thailand, beides Gebiete, die seit der japanischen Friedensvermittlung (nach der im Vorjahre erfolgten Beilegung der Grenzstreitigkeiten zwischen den beiden Ländern) dem Neuordnungsanspruch Japans unterliegen und in einem regen gegenseitigen Warenaustausch stehen. Aus Indochina hat Japan von je her in großen Mengen Reis und Kohle bezogen, die es für seine Versorgung unbedingt benötigt. Nachdem die Japaner erfahren hatten, daß zwischen den Engländern, Amerikanern und Tschiangkaischek Geheimverträge abgeschlossen worden waren, wonach Indochina auf der einen Seite von britischen und gaullistischen Truppen und von Norden her mit amerikanischer Unterstützung durch Tschiangkaischek angegriffen werden sollte, kamen sie diesen Absichten durch eine im Einverständnis mit der französischen Regierung erfolgende militärische Besetzung des Landes zwecks gemeinsamer Verteidigung zuvor. Zu irgendwelchen Zusammenstößen ist es jedoch bisher noch nicht gekommen. Maßgebend hierfür dürfte auf gegnerischer Seite die Erwägung sein, daß Japan in dem Augenblick, wo ein Einmarsch seiner Feinde in Indochina erfolgt, zu einem Vorgehen gegen Niederländisch-Indien gezwungen ist, um sich eine neue Versorgungsbasis zu sichern, zu deren Schutz jedoch die britische und amerikanische Flotte nicht ausreichen dürfte.

Thailand beliefert Japan in der Hauptsache mit Reis, Zinn und Gummi, drei für das Land unentbehrlichen Produkten. Obwohl diese in den britischen Kolonien in ausreichenden Mengen vorhanden sind, kaufen die Engländer alle erreichbaren Vorräte auf, um Lieferungen an Japan zu verhindern. Außerdem sehen sie das Land unter stärksten wirtschaftlichen

Oben und Mitte: Stadt und Hafen von Singapur.

Auf einer Insel vor der Südspitze der Halbinsel Malaka, gegenüber von Sumatra gelegen, nimmt Singapur eine hervorragende Schlüsselstellung ein; es ist die machtpolitische Scheide zwischen dem Indischen und dem Pazifischen Ozean. Singapur, damals ein unbedeutendes Fischerdörfchen, wurde bereits 1824 von England erworben. Erst in der Nachkriegszeit, zwischen 1921 und 1937, ist es zielbewußt zur stärksten Seefestung des Empire ausgebaut worden. Heute ist es das Zentrum des britischen Seemachtssystems, „die gepanzerte Faust Englands im Fernen Osten“. Es hat die Aufgabe, die britischen Interessen in China, Borneo, Neuguinea, Australien, Neuseeland usw. zu schützen und den Verkehr dorthin zu sichern und zu kontrollieren. 80 % des Handels mit dem Pazifik gehen heute über Singapur. Um als die „auf Japan gerichtete Pistole Englands“ zu wirken, ist die Angriffskraft der hier stationierten britischen Fernflotte allerdings zu schwach; in den letzten Wochen wurde jedoch diese Flotte durch das Eintreffen von USA.-Kriegsschiffen in Singapur auf eine alarmierende Weise verstärkt.

Unten: Blick auf Hongkong.

Sichtbilder: Scherl, Ceiler.

und militärischen Druck. Dies geschieht einerseits durch die Drohung, die Zufuhr von Erdöl aus Niederländisch-Indien, auf die das Land völlig angewiesen ist, zu unterbinden, und andererseits durch Bedrohung mit Waffengewalt. Neben den in Burma in der Nähe der thailändischen Grenze zusammengezogenen Truppen wurden auf den Grenzflugplätzen zahlreiche Staffeln amerikanischer Kampf- und Bombenflugzeuge zusammengestellt, die hauptsächlich den Schutz der Burmastraße und den der auf ihr rollenden Lieferungen an Tschiang-kaischer übernehmen sollen. Die Engländer lassen ferner umfangreiche Streitkräfte an der im Norden der dschungelbewachsenen Halbinsel Malaya gelegenen Grenze von Thailand aufmarschieren, so daß Thailand zwischen zwei Fronten steht. Malaya ist das große Sammelbecken der in Singapur landenden australischen, neuseeländischen und indischen Regimenter, ein gewaltiges Aufmarschgebiet im Schutze der die Straße von Malaka beherrschenden, stärksten britischen Seefestung Singapur. Sowohl hier als auch in Hongkong wird die stark zusammengeschumpfte britische Ostasienflotte durch Marineeinheiten der USA. aufgefüllt. Ferner werden in dem der Tschungking-Regierung unterstehenden Teil Chinas mit englischer und amerikanischer Hilfe starke antijapanische Positionen ausgebaut. Hinzu kommen die sich aus der Möglichkeit einer amerikanisch-sowjetischen Zusammenarbeit ergebenden Folgen. Der Neutralitätsvertrag, den Außenminister Matsuoka im vergangenen Jahr in Moskau abschloß, hatte das Ziel, die Sowjetunion für den Fall eines japanischen Konfliktes mit den USA. zu neutralisieren. Durch die feindselige Haltung der USA. gegen die Achse ist jedoch eine ganz neue Situation entstanden, zumal die Amerikaner sich bestrebt sind, aus dem Deutsch-Sowjetischen Kriege weitgehenden Nutzen für ihre seit Jahren betriebene Anti-Japan-Politik zu ziehen.

Die für Japans Wirtschaft so außerordentlich wichtige Haltung Niederländisch-Indiens läßt sich wie folgt umreißen: Großbritannien und die USA. haben in dem holländischen Kolonialbesitz beträchtliche Kapitalien investiert, wogegen die japanischen Investitionen nur gering sind. Japan hat sich mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln um den Ausbau seiner Handelsbeziehungen zu Niederländisch-Indien bemüht, ist jedoch hierbei auf Widerstand gestoßen. Die Regierung Indulindes, die seit Mai 1940 von Holland vollkommen abgeschnitten ist und sich verhältnismäßig selbstständig fühlt, arbeitet immer mehr darauf hin, ihre Bindungen zu den USA. zu verstärken, um auf diese Weise einen Handelspartner zu erhalten, dessen Bezüge einen Ausgleich für den

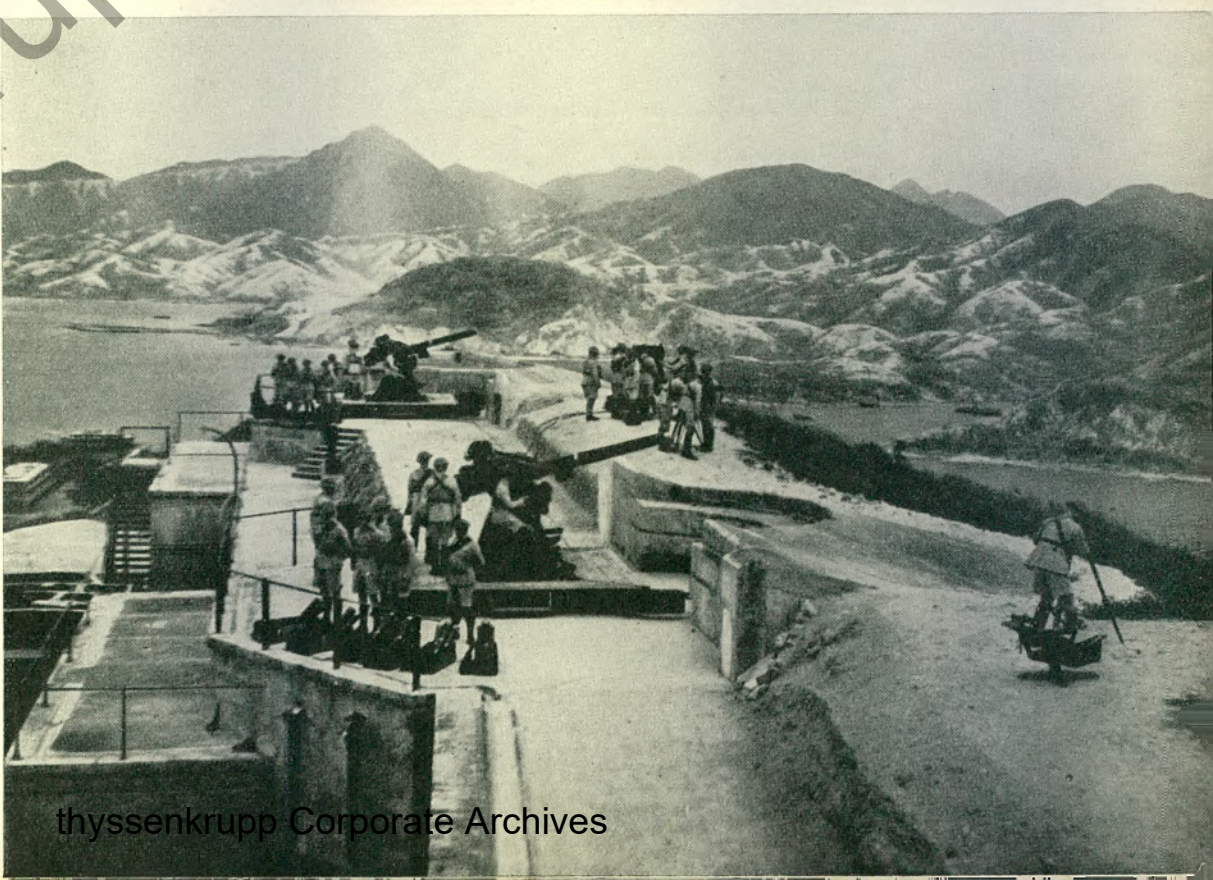


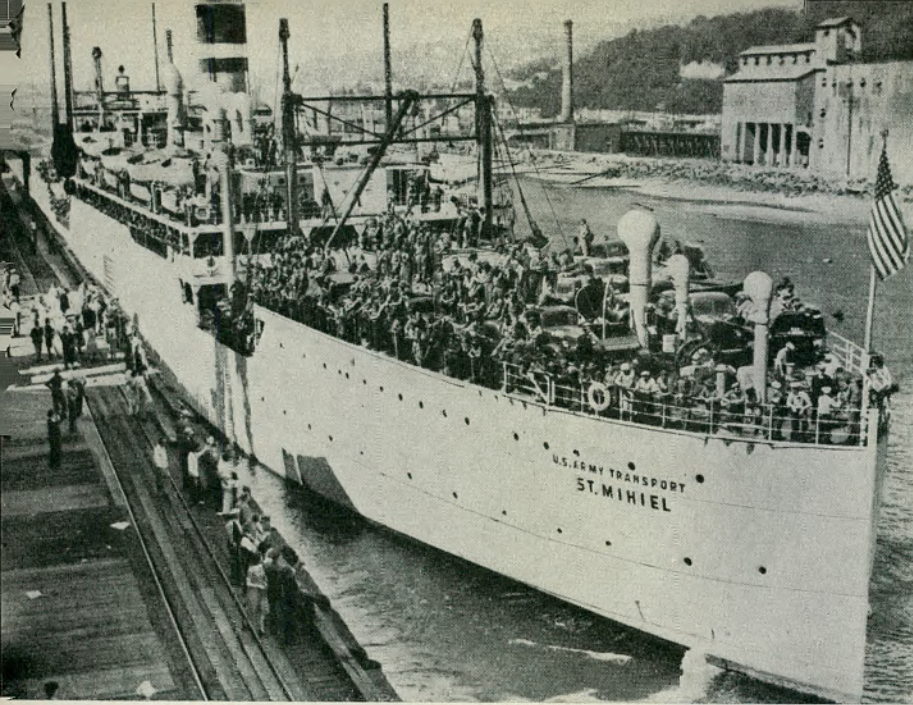
Oben: Englische Öltanks in Hongkong.

Rechts: Schwere englische Küstenbatterie in Victoria, dem Hafen Hongkongs.

Hongkong, die nördliche Spitze des britischen Festungsdreiecks Hongkong-Port-Darwin-Singapur, ragt wie ein Keil in das japanische Interessengebiet herein. Hongkong wurde in dem berühmtesten Opiumkrieg von 1840 bis 1842 gewaltsam dem britischen Handel geöffnet und steht seitdem unter direkter britischer Souveränität. Hongkong, bzw. sein vorgelagerter Naturhafen Victoria, wurde zu einem der wichtigsten Pazifikhäfen ausgebaut, von dem aus sich Englands Handel in ganz China ausbreitete. Die Befestigungen Hongkongs sind in den letzten Jahren fieberhaft verstärkt worden. Als „Vorwerk“ Singapurs ist Hongkong offenbar bestimmt, Stöße, die vom Pazifik her die britischen Stellungen treffen könnten, aufzufangen.

Sichtbilder: Japan-Photo, Scherl, Geiler.

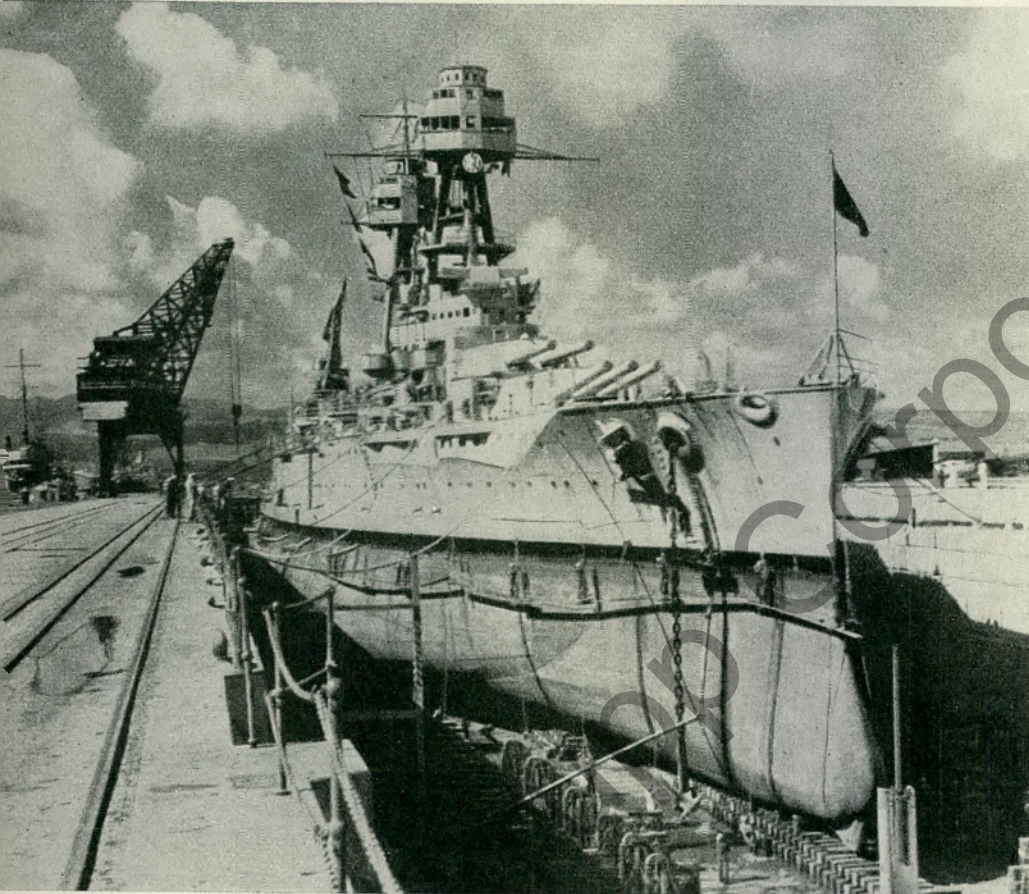




Ausfall europäischer Importeure schaffen. Von der Ausfuhr des letzten Jahres nahmen die USA. 25 %, Japan nur 3 % ab. Die USA. geben ihre Einfuhr aus Indulnde mit 170 Millionen Dollar im Jahre 1940 gegenüber 93 Millionen Dollar 1939 an, woraus man ersieht, daß der Handelsverkehr einen starken Auftrieb erhalten hat. Die Ausfuhr der USA. nach Niederländisch-Indien stieg von Waren im Werte von 35 Millionen Dollar (1939) auf 54 Millionen Dollar (1940).

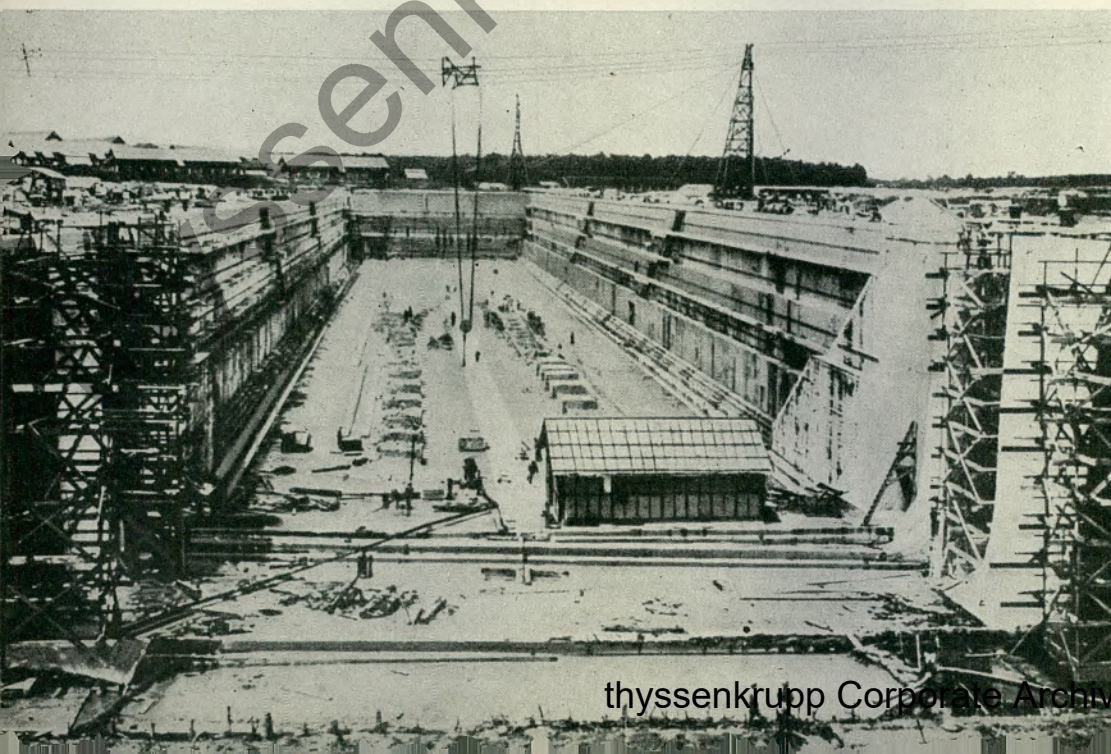
Im Februar dieses Jahres forderte die japanische Regierung Niederländisch-Indien auf, an dem großasiatischen Plan Japans mitzuarbeiten. Die Antwort war eine Ablehnung. Es hieß, Niederländisch-Indien rechne sich nicht zum ostasiatischen Wirtschaftsblock und habe daher kein Interesse, an Japans Neuordnungsbestrebungen aktiv teilzunehmen, es sehe seine Aufgaben vielmehr in der Wiederherstellung normaler Beziehungen zu den europäischen Ländern und den USA. bzw. in der Wiederaufnahme des zwischenstaatlichen Wirtschaftsverkehrs mit der ganzen Erde. Aus ihrer anglo-amerikanischen Einstellung heraus, die in engstem Zusammenhang mit den bereits erwähnten Kapitalinvestitionen Englands und Amerikas und deren politischer Haltung Japan gegenüber steht, wurden auch vor einigen Monaten die Verhandlungen zwischen einer japanischen Wirtschaftsdelegation und der niederländisch-indischen Regierung über eine engere wirtschaftliche Zusammenarbeit ergebnislos abgebrochen, da Niederländisch-Indien nicht bereit war, die Handelsbeziehungen zwischen den beiden Ländern in dem von Japan gewünschtem Umfang zu erweitern.

Nimmt man die Boykottmaßnahmen, Guthabensperren usw. der USA., Kanadas und Australiens sowie deren Ausbau strategischer Stützpunkte gegen Japan hinzu, dann erhält man als Gesamtbild eine von allen Seiten vollzogene Einkreisung. Der um Japan und seine kontinentalen Interessengebiete gelegte „stählerne Ring“ ist also zugleich militärischer und wirtschaftspolitischer Art. Die Engländer verhindern, wo sie es nur können, die Ausfuhr wichtiger Rohmaterialien nach Japan, indem sie sich erpresserischer Methoden bedienen. Die Amerikaner haben durch ein Ausfuhrverbot von Benzin, Schrott und Maschinen Japan an seinen empfindlichen Stellen getroffen.



Oben: Amerikanischer Truppentransporter auf der Fahrt durch den Panamakanal.

Mitte: Schlachtschiff im Hafen von Pearl Harbor.



Die Vereinigten Staaten wandten für den Ausbau des Stützpunktes Pearl Harbor auf Oahu, einer der hawaiischen Inseln, gewaltige Mittel auf, um dort ein Festungsbollwerk zu errichten, das als erstes etwaige Stöße auf die amerikanische Westküste aufzufangen hat. Im Hafen von Pearl Harbor kann die gesamte amerikanische Kriegsflotte vor Anker gehen.

Links: Das zweitgrößte Trockendock der Welt in Singapur kurz vor seiner Fertigstellung. Die größten Schlachtschiffe können in diesem von Großbritannien mit einem Kostenaufwand von 17 Millionen Pfund errichteten Dock ausgebessert werden.

Sichtbilder: Weltbild, Associated Press, Ceifer.

Im Felsendock von Hongkong.

Das Schiff ist nicht etwa aufgelaufen, sondern liegt im Trockendock, das aus Raummangel in die Felsen hineingebaut werden mußte.

Dagegen gehen Transporte amerikanischer Werkzeugmaschinen, Flugzeuge, Waffen und Munition nach Wladiwostok.

Die Einkreisung Japans ist auf rein wirtschafts-politische Ursachen zurückzuführen. Um das nach dem Weltkrieg immer dringender werdende Problem einer Regelung der Besitzverhältnisse im Stillen Ozean zu lösen, fand am 6. Februar 1922 in Washington eine Konferenz statt, auf der die Flottenstärken Großbritanniens, der USA. und Japans im Verhältnis 5:5:3 festgelegt wurde. Durch die Gleichstellung der englischen und amerikanischen Flotte wurde Japans Entwicklung als Seemacht stark gehemmt. Japan wandte daher seine Interessen dem asiatischen Festlande zu und betrieb mit Hochdruck seinen industriellen Ausbau, um in starkem Maße exportieren zu können. Auf dem Wege des Dumpings gelang es sehr bald, die bis dahin hauptsächlich von England beherrschten Märkte im ostasiatischen Raum und darüber hinaus ernstlich zu erschüttern. Schwierig blieb aber trotz Schaffung zahlreicher neuer Arbeitsmöglichkeiten das Problem, den gewaltigen Menschenüberschuß außerhalb des Landes unterzubringen, nachdem die USA. bereits 1924 die Einwanderung von Japanern verboten hatte. Da auch Kanada und Australien den japanischen Zuzug sperrten, wurden nach dem Vorstoß in die Mandschurei, dem ersten Akt der Selbsthilfe, nunmehr alle Interessen auf China gerichtet. Aus dem Zwischenfall an der Marco-Polo-Brücke im Juli 1937 entstand der heutige Krieg in China, der den japanischen Anspruch auf die Führung im ostasiatischen Raum zur Folge hatte, eine Politik, die von Anfang an durch die USA. und England, die ihre Wirtschaftsinteressen bedroht sahen, bekämpft worden ist. Die erste Folge war im Sommer 1939 die Kündigung des amerikanisch-japanischen Handelsvertrages, wodurch Japan, wie bereits erwähnt, vom weiteren Bezug amerikanischer Rohstoffe allmählich und stufenweise ausgeschlossen wurde und andererseits einen Kunden verlor, der bis dahin 80% seiner gesamten Seidenproduktion abgenommen hatte. Der totale Wirtschaftskrieg, den die USA. hiermit gegen Japan eröffneten, mußte die japanische Regierung anspornen, sich in dem ostasiatischen Raum nach weiteren



Lichtbild: Schertl.

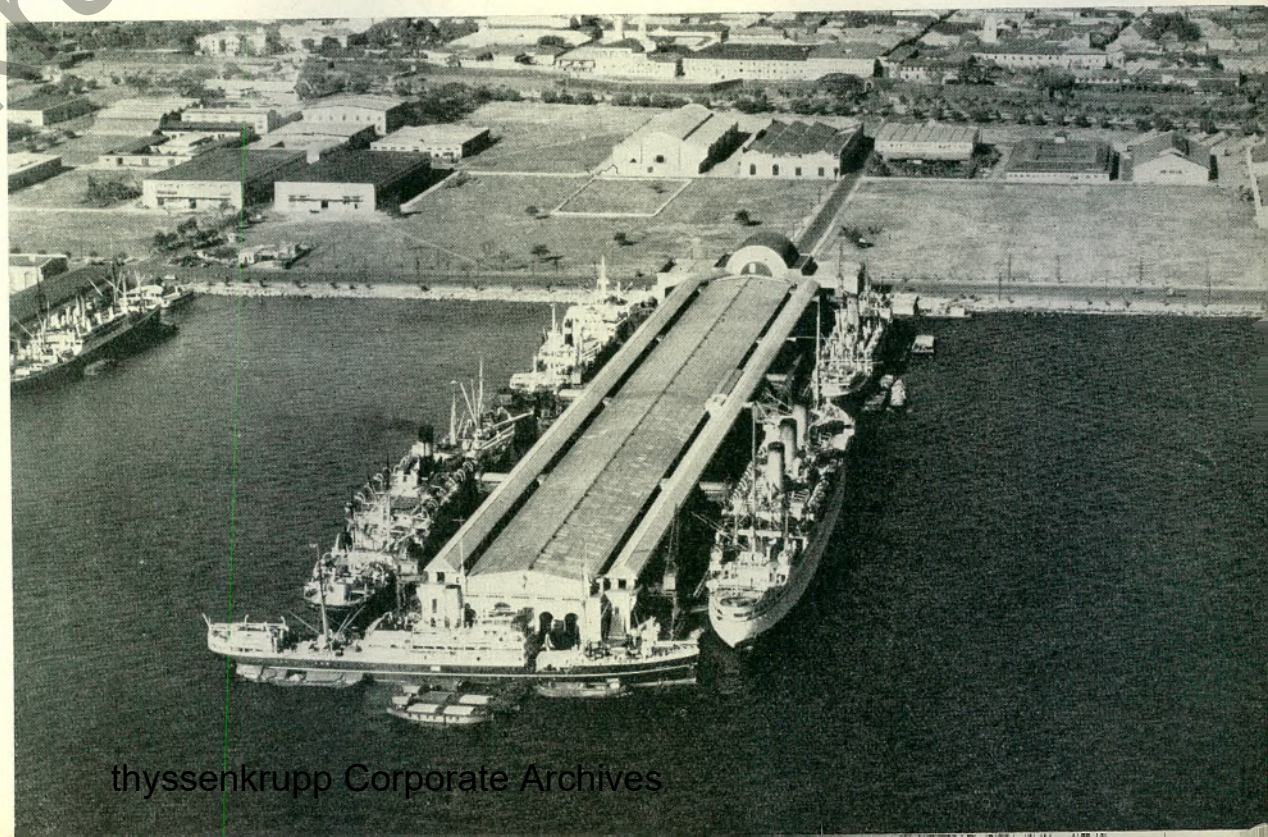
Wirtschaftsmöglichkeiten umzusehen. Zugleich aber war es für Japan eine zwingende Notwendigkeit, zum Schutze seiner wirtschaftspolitischen Interessen auch dem Ausbau seiner militärischen Machtmittel weitestgehende Aufmerksamkeit zuzuwenden, sein Heer zu vergrößern, neue Flotteneinheiten zu schaffen (wozu es nach dem am 1. Januar 1937 erloschenen amerikanischen Flottenvertrag berechtigt war) und stark befestigte Stützpunkte anzulegen. Hierdurch begann nun von allen Seiten ein gewaltiges Wettwüsten, und der große Machtkampf um den Fernen Osten und um den Stillen Ozean trat in ein neues Stadium ein.

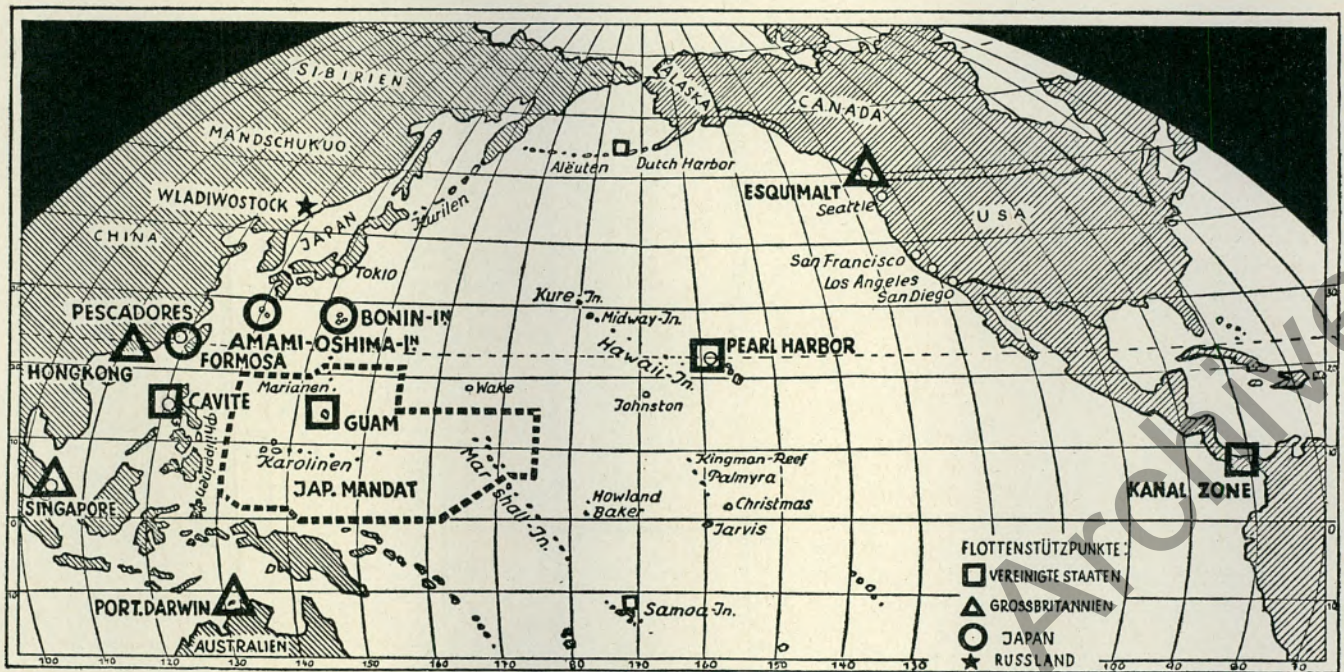
Wichtigste Stützpunkte der englisch-amerikanischen Front sind Singapur und Manila. Singapur wird als das „ Gibraltar des Ostens“ bezeichnet, da es durch seine günstige Lage

USA-Pier in Manila.

Die Befestigungsanlagen der philippinischen Hauptstadt gehören zu den stärksten, über die die USA. auf der Inselgruppe verfügen. Unser Bild zeigt eine neuzeitliche, überdeckte Pieranlage, die Schiffe größter Bauplattform aufnehmen kann.

Lichtbild: Seiler.





Stützpunkte der Großmächte im Pazifik.

Nach: Walther Pahl, „Wetterzonen der Weltpolitik“.

am Ausgang des Indischen Ozeans und an der Durchgangsstraße von Malaka zu den niederländisch-indischen, chinesischen und japanischen Gewässern die Westschwelle des Pazifiks beherrscht. Manila gehört mit zu den stärksten Befestigungsanlagen, über die die Amerikaner auf den Philippinen, diesen weit gegen den Fernen Osten vorgeschobenen Inselposten, verfügen. An der Nordwestspitze Australiens liegt das mächtige britische Bollwerk Port Darwin, der südlichste Punkt des unter Einschluß von Singapur und Manila gebildeten „stählernen Dreiecks“, das die Angriffstöße aus dem pazifischen Raum gegen die anglo-amerikanische Machtzone auffangen soll. Die Sowjetunion hat Wladiwostok zu einer starken Seefestung ausgebaut.

Natürlich sind die Japaner angesichts aller dieser gegen ihr Land gerichteten Maßnahmen nicht müßig geblieben. Neben dem strategischen Ausbau Formosas, der Bonin-Inseln und der Riukiu-Gruppe wandten sie ihre besondere Aufmerksamkeit den Inselgruppen in der Südsee zu, wo sie auf gleichlaufende Interessen der Amerikaner stoßen. Hier bildet zunächst die Insel Guam (seit dem amerikanisch-spanischen Kriege im Besitz der USA.), die größte Insel der ehemals deutschen, seit dem Weltkriege unter japanischem Mandat stehenden Marianen-Gruppe, einen weit vorgeschobenen

Posten der amerikanischen Marine und Luftwaffe. Hieran schließt sich eine Kette von ebenfalls stark befestigten Eilanden und Inselgruppen, wie die Wake- und Midway-Inseln, die gewissermaßen eine „Laufplanke“ vom nordamerikanischen Kontinent nach Ostasien bilden und ihren stärksten Stützpunkt in den Hawaii-Inseln finden. Das bedeutendste Eiland dieser Gruppe, Oahu, nimmt im pazifischen Seefestungsgürtel eine Schlüsselstellung ein, und man bezeichnet diese vollkommen vom Militärischen beherrschte Insel als das „amerikanische Singapur“. Mit dem Ausbau von Dutch Harbour auf Unalaska, der östlichstender Insel der Aleuten, haben sich sodann die Amerikaner im Norden mit größerer Sicherung und Kontinent-Rückendeckung durch Alaska, die durch Sowjetrußland verstärkt werden könnte, ziemlich dicht an Japan herangearbeitet.

Alle an der Einkreisung Japans beteiligten Mächte haben ihre strategischen Stellungen mit einem gewaltigen Aufwand an Kapital, Material und Arbeitskräften ausgebaut, um in der unersättlichen Gier ihrer imperialistischen Bestrebungen, die Macht zu haben, um sich den Bestrebungen Japans, eine gerechte Verteilung der überreichen Rohstoffe in diesen Teilen der Erde herbeizuführen, falls der wirtschaftliche Druck nicht ausreicht, auch mit Gewalt zu widersetzen.



Helden und Heldenverehrung.

Lichtbild: Seiler.

Lokaler Schuljungen verneigen sich auf ihrem Schulweg vor dem berühmten Denkmal, das zu Ehren der japanischen Nationalhelden Kitagawa, Sakue und Uoshita errichtet wurde. Die drei Soldaten hatten unter Aufopferung ihres Lebens im japanisch-chinesischen Krieg eine wichtige chinesische Stellung in die Luft gesprengt.



Gämliche Lichtbilder: Yvon.

Meer und Witterung haben seit Jahrtausenden die felsige Küste der Bretagne zerklüftet.
Einer Festung gleich trotz Pointe du Raz den nagenden Fluten.

Bilder aus der Bretagne.

Von Karlgünter Eichelschmidt, Reiter in einer Aufklärungschwadron.

Heute gibt es noch zwei Länder, in die sich die Reste des großen keltischen Urvolkes von Europa geflüchtet haben: Irland und die Bretagne. Durch die eingewanderten Angels und Sachsen wurden sie im fünften nachchristlichen Jahrhundert aus England verdrängt und siedelten auf das südlich gelegene Festland über.

Wo felsige Eilande und schroffe Raps das letzte natürliche Bollwerk Europas gegen den Atlantik bilden, liegt ihre neue Heimat, Britannia minor, die Bretagne. So weit das Auge reicht, dehnt sich immer nur felsiges Heidefeld, gleichsam herausgewachsen aus steinigem Grund wie eine Festung gegen fremdmächtige Übergriffe und drohende Unterdrückung. Viel tragisches Geschehen ist in den letzten Jahrhunderten über dieses stille Land und seine Menschen hinweggeschritten. Aber tapfer und zäh haben die Reste des bretonischen Urvolkes ihr Blut und ihre rassistische Eigenart verteidigt. Uralte Hümensteine, sogenannte Dolmen (vom keltischen dol = Tisch) — in Kreise und Rechtecke von riesigem Ausmaße aufgebaut —, Altartische, Totenkammern, Steinkirchen stehen noch heute als stumme Zeugen großer Vergangenheit da, und ihre Geschichte ist noch genau so lebendig wie die Erinnerung des bretonischen Volkes an die Volkslieder, Märchen und Legenden ihrer tapferen Vorfahren. Von Carnac im Süden bis Camaret im Norden reichen diese alten Kultstätten.

X/XI/25

Das Meer, der endlos weite Atlantische Ozean mit seinem Segen und seinen Lücken ist der eigentliche Wohltäter des Landes. Er bringt der Bretagne die fruchttreibende Feuchtigkeit, und der Golfstrom, der an seinen westlichen Küsten vorüberstreicht, gibt die Wärme dazu. Seit Jahrhunderten leben die Uferbewohner von Seefahrt und Fischfang. Von der wildzerklüfteten Felsküste aus betrachtet, liegt das Land in weiten, hügeligen Flächen vor uns, über denen die Einsamkeit wie ein zarter Schleier der Melancholie ausgebreitet ruht. Überall, wo der Wald vernichtet worden ist, hat sich der magere, steinige Boden mit Ginster und Heidekraut ganz bedeckt. Nahe am nördlichen Küstenrand bieten weder Baum noch Strauch dem Auge einen ruhenden Punkt. Wenige Fischerdörfer, hier und da ein paar Bauerngehöfte, niedrige graue Einödhöfe, bilden die einzige Unterbrechung in dieser endlosen Weite. Die kargen Felder und Wiesen sind zum Schutze gegen den Sturm mit niedrigen Steinmauern oder lebenden Hecken umgeben. Und über all der Öde wölbt sich ein hoher, wolkenlos blauer Himmel, erfüllt vom Gefang unzähliger Heidelerchen, ein kleiner versöhnlicher Ausgleich gegenüber der Schwermut, die über der weiten nordwärts gerichteten Ebene lastet.

Nach Süden zu wandelt sich das Antlitz der Bretagne; hier wird das Land schöner und anmutiger. Lichte, efeudurchwachsene Wälder mit seltsamen Baumbeständen, dazwischen

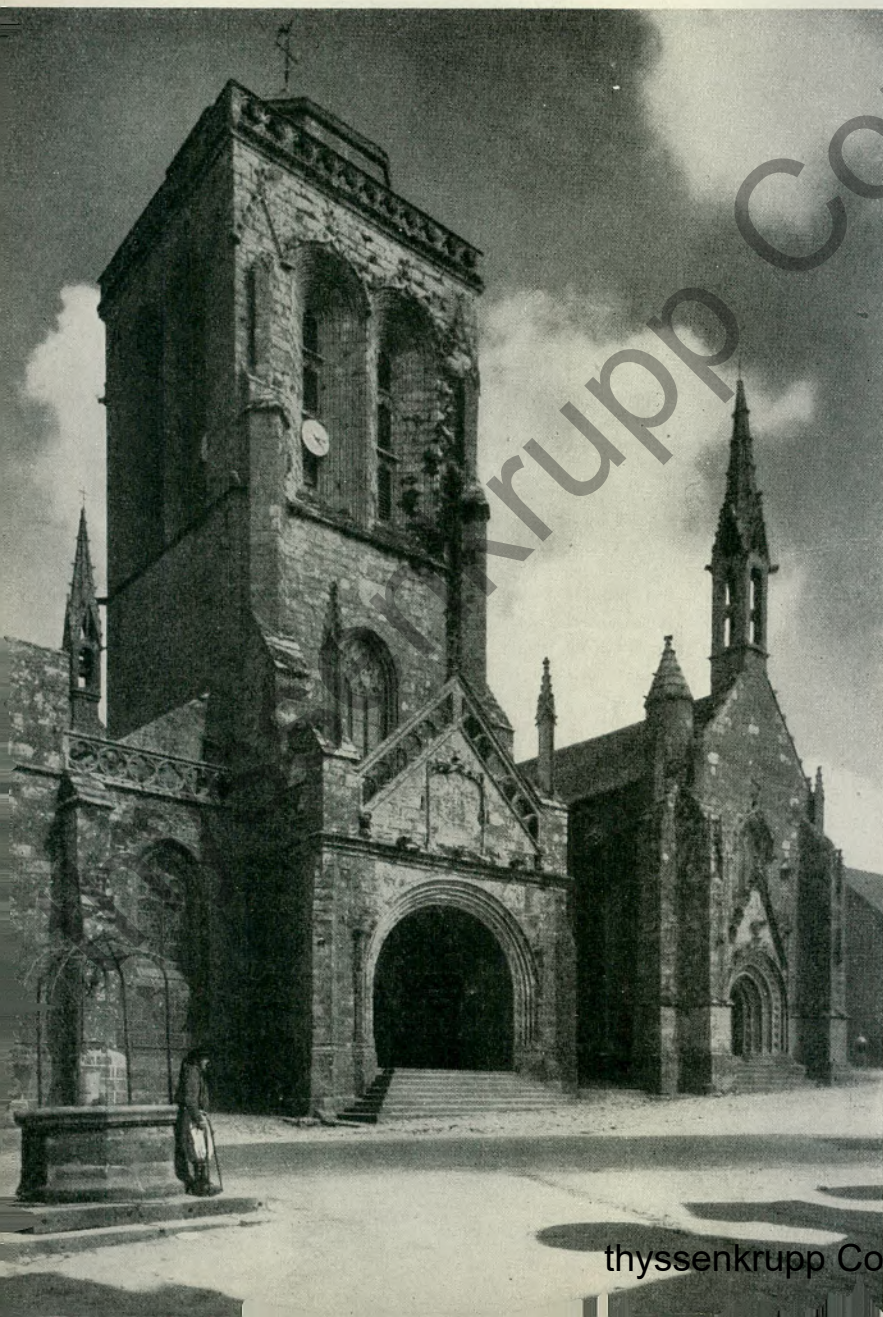
201



Links: Seegrasernte.

Das karge Dünenland an der Küste ist öde und unfruchtbar. Den einzigen Reichtum bildet Seegras, das vom Meer ans Land geworfen wird. Es bildet nach geeigneter Bearbeitung einen wichtigen Ausfuhrartikel.

Unten: Kirche und Büßerkapelle aus dem 15. und 16. Jahrhundert in Locronan (Finistère).



Moore mit einer üppig wuchernden Vegetation, oft durchkreuzt von kilometerlangen Obstbaumalleen und satten Feldern, kennzeichnen die Sonderheiten des Landesrückes. Der Umkreis der eigentlichen Landeshauptstadt Quimper sticht besonders hervor. Bei genauer Betrachtung erfüllt uns ein tiefes Verständnis für das Wesen und die Eigenwilligkeit des bretonischen Volkes. Die politische und auch die kulturelle Geschichte weist einen solch tiefgreifenden Unterschied von der des übrigen Frankreich auf, wie wir ihn selten in einem geschlossenen Staatsgefüge vorfinden. Die trennende Kluft von Paris scheint unüberbrückbar. Die über Jahrhunderte dauernden Selbstständigkeitsbestrebungen der Bretagne sprechen eine deutliche Sprache.

Es würde in diesem Rahmen zu weit führen, die geschichtliche Entwicklung der Bretagne tiefer zu beleuchten. Nur eins sei erwähnt: Die Engländer haben auch nach der Bretagne oftmals ihre raubgierigen Hände ausgestreckt. Heute noch stehen zahlreiche Forts, von Frankreichs größtem Festungsbaumeister, Marschall Vauban (1633 bis 1707), gebaut, in endloser Kette an der Küste. Nur wenige seien genannt: Port Luis, Fort Blouquet, Fort National, St. Malo und Brest. Wie oben schon erwähnt, steht die Bretagne als eigener Volkskörper im übrigen Frankreich. Sichtbaren Ausdruck erhält diese Sonderheit durch die vielen Volksfeste. Wir sehen sie verwirklicht in der bretonischen Volkskunst, der Sprache und den Trachten. Es fällt oft schwer, in den tieferen Sinn dieser Volksfeste einzudringen oder ihren Ursprung festzustellen. Sie sind größtenteils religiöser Art. Neben dem christlichen Motiv spielt der alte heidnisch-keltische Mythos eine große Rolle. So sind zum Beispiel der Hochzeitsbrauch in seinen vielfältigen Formen und der Totenkult erhalten geblieben. Am Allerheiligentage füllt die Gemeinde in andächtiger Trauer Kirche und Friedhof. Während dieser Feierlichkeit wird, je nach der Ortsitte, Milch oder Wasser auf den Grabstein gegossen, wohl ein Überbleibsel des alten keltischen Trankopfers. In der Nacht vor Allerheiligen bleibt auch das Essen auf dem Tische stehen, und das Feuer auf dem Herd wird nicht gelöscht.

X/XI/26

Rechts: Festungsturm an der Bucht von Saint Servan, dem ehemals bedeutenden bretonischen Kriegshafen im Nordosten der Halbinsel.

Unten: Die alte bretonische Hauptstadt Quimper. Im Hintergrund die Kathedrale aus dem 13. bis 15. Jahrhundert.



An diesen Beispielen zeigt sich eine unverkennbare Verwandtschaft der Bretonen mit unseren germanischen Vorfahren, wie überhaupt das Land sehr an unsere norddeutschen Küstengebiete erinnert.

Unzertrennlich verbunden mit der Pflege der Volksfeste ist die Vorliebe für die Trachten. Der Herbheit des Nordens entsprechend sind dort die Kleider dunkler gehalten, einfacher und, man könnte sagen, nüchterner; Schwarz bildet die Grundfarbe. Dazu kommt die weiße Haube in den verschiedensten Formen; besonders hier werden viel Holzschuhe getragen. Je weiter wir aber nach Süden kommen, um so farbenfreudiger wird die Kleidung, namentlich der Frauen an Sonn- und Feiertagen beim Kirchgang. Bunte Röcke und Schürzen, gold- und orangefarbene Stickereien auf den Miedern; seidene Bänder halten die hohen Spitzenhauben. Die Füße stecken in buntlackierten Holzschuhen.

Was den Besucher dieses Landes im Norden oftmals überrascht, sind die idyllisch gelegenen Einödhöfe. Ein Rundgang durch das Innere des Hauses bietet viel Neues. Der in jedem Hof wichtigste und größte Raum ist die Küche; eine tief liegende, fast schwarze Balkendecke lastet darüber. Die Wände sind weiß und stets ohne Tapeten. Der Fußboden ist mit sauberen Steinplatten ausgelegt. Im Mittelpunkt der Küche steht ein großer Herd mit offenem Feuer, der zugleich Wärme und Licht spendet; seine Feueröffnung kann durch eine saubere, kunstvoll gearbeitete Schiebetür geschlossen werden. An den Wänden stehen große, schwere, mit alten Schnitzereien versehene Schränke und Truhen, Stücke bäuerlicher Volkskunst seltener Art. Wie in der Küche herrscht auch in den anderen Räumen, die neuzeitlicher ausgestattet sind, eine tadellose Sauberkeit. Auch in mancher bretonischen Kleinstadt begegnet uns diese Sauberkeit, die einen Vergleich mit unseren deutschen Verhältnissen in jeder Weise aushält. Es ist selbstverständlich nicht überall so, aber es verdient besonderer Erwähnung, da im übrigen Frankreich die Worte „Sauberkeit“ und „Ordnung“ nicht gerade groß geschrieben werden.

Ein Bild typisch bretonischer Kunst geben uns Kirchen

X/XI/27





Seit Jahrhunderten leben die Küstenbewohner vom Fischfang. Zahlreiche Rutter und Segelboote im Hafen von Concarneau zeugen von harter Seemannsarbeit.

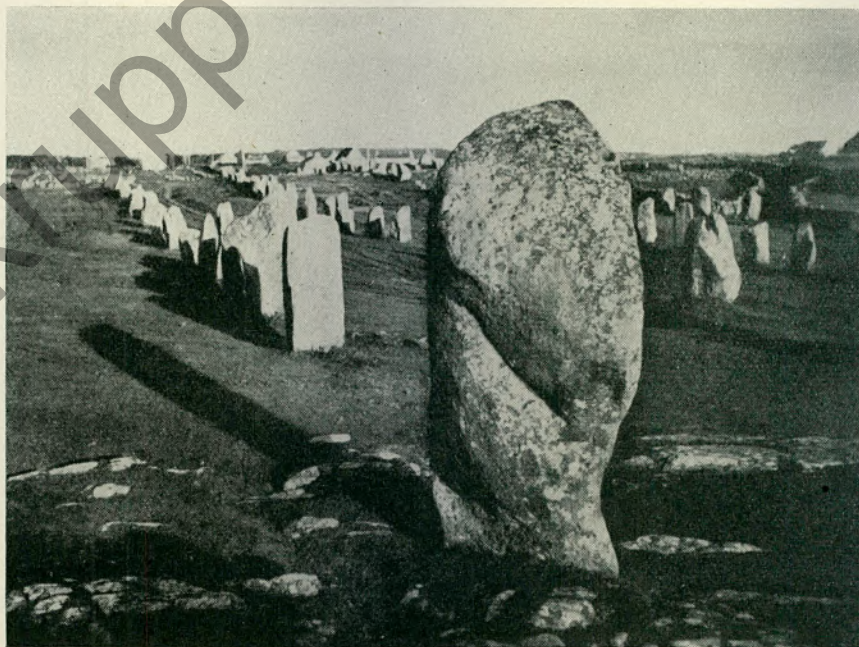
und Kalvarienberge. Klare Einfachheit zeichnet ihre Bauausführung aus. Der figürliche Schmuck erinnert stark an die Darstellungen in unseren romanischen und frühgotischen Kirchen. Aber überall erkennen wir, daß einfache Handwerker die ungenannten Künstler waren, die diese Werke schufen.

Je mehr wir uns nun wieder der Küste nähern und Luft und Wind uns die Nähe des Meeres ahnen lassen, um so deutlicher ist der Wechsel von Mensch und Landschaft: an die Stelle der Formenfülle und Farbenschönheit tritt das Schlichte und Einfache. In den Küstenstädten und Fischerdörfern lebt die bretonische Bevölkerung fast ausschließlich vom Fischfang. Bis Neufundland und Island fährt der bretonische Fischer auf Fang. Die Bretonen sind eben ein Volk von Seefahrern und Bauern

geblieben. Recht eigenartig und anziehend ist der Betrieb in solch einem kleinen Fischerhafen. Bei Ankunft der Boote herrscht lebhaftes Treiben am Ufer. Die großen braunen und weißen Segel leuchten weit über das Wasser. Die blauen und roten Anzüge der Männer, die weißen Hauben der Frauen betonen das farbige Bild. Ein ähnliches Schauspiel bieten die großen Hafenstädte der Bretagne, die neben ihrer neuen Fassade noch viele alte Winkel und manchen ehrwürdigen Zeugen ihrer mittelalterlichen Größe aufweisen.

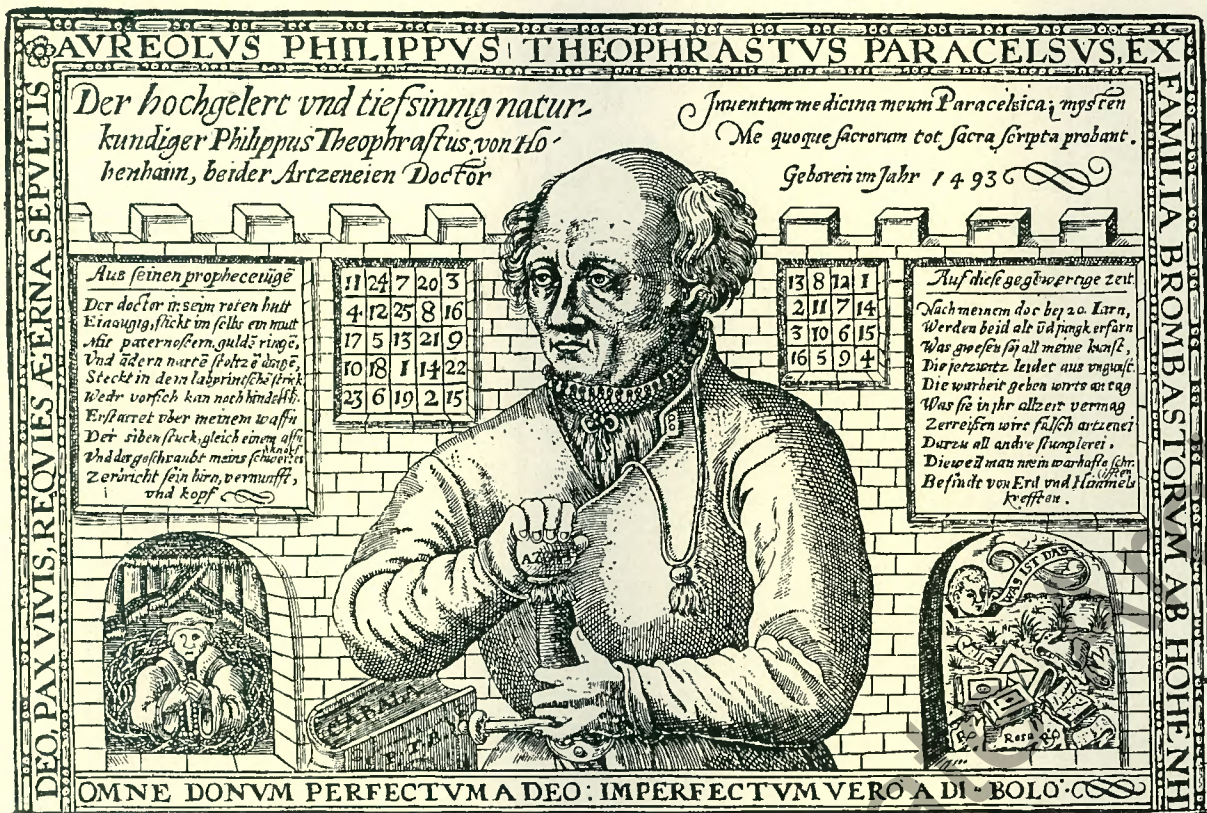
Aber alles ist vernachlässigt. Eine gewisse Müdigkeit schleicht trotz des großen Verkehrs durch die Straßen. Der Geist ihrer Erbauer ist aus ihnen gewichen. Wer weiß, ob und wann dieses Volk fähig sein wird, sein politisches und kulturelles Eigenleben zu behaupten?

Aber alles ist vernachlässigt. Eine gewisse Müdigkeit schleicht trotz des großen Verkehrs durch die Straßen. Der Geist ihrer Erbauer ist aus ihnen gewichen. Wer weiß, ob und wann dieses Volk fähig sein wird, sein politisches und kulturelles Eigenleben zu behaupten?



Weihestätten von Carnac.

Uralte Druidensteine ragen als stumme Zeugen großer Vergangenheit aus der Erde.



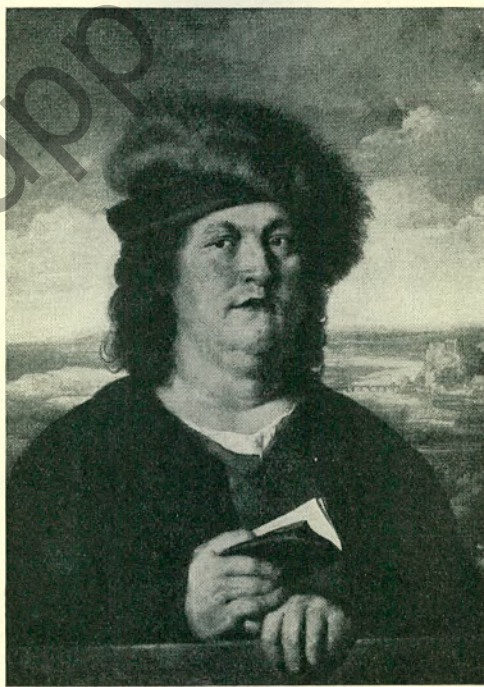
Oberer Teil eines Flugblattes auf Philippus Theophrastus Paracelsus (1493 bis 1541).
 Kupferstich aus dem 16. Jahrhundert. Wien, Kupferstichsammlung.

Paracelsus als Berg- und Hüttenarzt.

Zum 400. Todestage am 24. September 1941.

Von Dr. Heinrich Heinrichs.

Theophrastus Bombastus von Hohenheim, Paracelsus genannt, am 10. November 1493 zu Einsiedeln in der Schweiz geboren, gehört zu den großen Männern, die weniger in ihrer wirklichen Bedeutung erkannt und verstanden als oft genannt werden. Vierhundert Jahre mußten vergehen, ehe man sich ganz darüber klar war, was dieser Mann geschaut, was ihm sein unstabiles und arbeitsreiches Leben hindurch Unruhe und Sorge bereitet hat. Als er am 24. September 1541 im achtundvierzigsten Jahr zu Salzburg aus seinem so seltsamen, unruhigen und doch so reichen Leben schied, da befehlte ihn die Gewißheit, daß seinen Erkenntnissen die Zukunft gehören werde. Wir wissen heute, daß er ein ganz Großer unseres Volkes gewesen ist, der an selbständiger Forscherkraft, an fruchtbarem Weitblick, an Neuheit, Umfang und Gewalt seiner Erkenntnisse weit hinausragte über seine Zeit. Als Naturforscher, Arzt, Chemiker und Philosoph gab er in seinen eigenen wissenschaftlichen Erfahrungen und Erkenntnissen sichere und bestimmte Grundlinien an für beinahe die ganze naturwissenschaftliche Anschauung der Zukunft.



Photographische Gesellschaft, Berlin.
 Paracelsus.
 Gemälde von Rubens.

Als Arzt, Lehrer, Heilender und Helfer erblickte er seine Hauptaufgabe darin, die Heilbestrebungen der Natur zu unterstützen. Er sah und nahm das Gute, wo es zu finden war, sofern es nur dem Ganzen diente. Keiner vor ihm oder zu seiner Zeit hatte einen so freudigen, kühnen und freien Blick für alles Wachsen, Wirken und Erscheinen in der Natur wie er.

In den Bergwerken und Schmelzhütten fesselten ihn nicht nur die verschiedenen Erze, ihre Gewinnung und Verwertung, sondern mit dem ihm eigenen Helferblick ging er auch der Einwirkung der Metalle und Dämpfe auf die Arbeiter nach, beobachtete Gang, Lebensweise und Aussehen der Bergleute und gelangte so als erster zu vorbildlichen berufshygienischen Schlüssen und Verfahren. Auf Grund zahlreicher Eigenbeobachtungen hat er die beruflichen Schädigungen der Berg- und Hüttenleute erstmalig zusammenfassend dargestellt; er hat dabei eine Reihe wertvoller Feststellungen gemacht, dieselben zu erkunden gesucht und beachtenswerte berufshygienische Ratschläge gegeben.

Gelegentlich zu entsprechenden



Deutsche Apotheke gegen Ende des 15. Jahrhunderts.

Holzchnitt aus St. Brunschwig: Buch der Chirurgie. Straßburg 1497.

Mineralien auf den menschlichen Organismus zu studieren, Beobachtungen an Kranken zu machen.

In drei Büchern, gewidmet „allen Erz- und Bergleuten, Schmelzern, Probierern, Münzmeistern, Goldschmieden und Alchimisten, auch allen denen, so in Metallen und Mineralien arbeiten, hoch nützlich, tröstlich und notdurftig“, beschäftigt er sich mit der „Bergsucht“ oder den „Bergkrankheiten“. Das erste Buch behandelt die „Bergsucht“ oder Berglungensucht, unter der besonders die Bergleute unter Lage zu leiden hatten; das zweite Buch die bei der Aufbereitung bzw. Verhüttung und beim Schmelzen der Metalle auftretenden Gesundheitschädigungen; im dritten Buch wird schließlich von den durch Quecksilber hervorgerufenen Erkrankungen gesprochen.

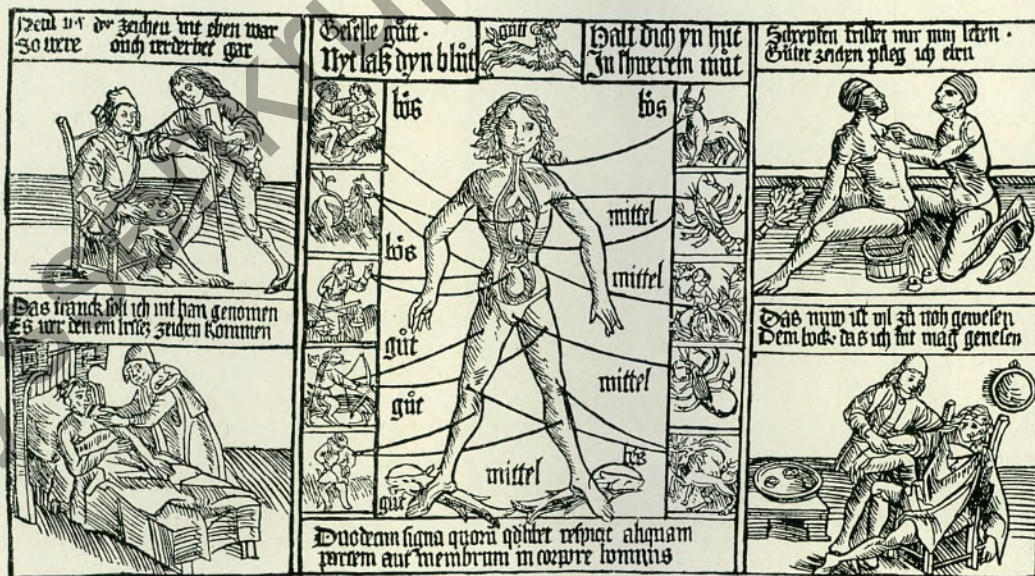
Natürlich dürfen die einzelnen Krankheitsbezeichnungen nicht vom Standpunkte des heutigen Klinikers aus wörtlich gewertet werden. Wenn auch das Wissen des Paracelsus das seiner medizinischen Zeitgenossen turmhoch überragte, so dürfen seine Ausführungen doch nur nach dem Maßstabe seines Jahrhunderts beurteilt werden.

Unter Bergsucht versteht er eine schwere Erkrankung der Lungen, ähnlich der „Lungensucht“, die zunächst durch „klimatische“ Einflüsse hervorgerufen wird. An diesem Leiden (Husten, Kurzatmigkeit, Verfall der Kräfte bzw. der Leistungsfähigkeit) erkrankten die Bergleute unter Lage wegen der dort herrschenden Kälte und Feuchtigkeit, besonders wenn sie vorher erhitzt waren. Es ist keine einheitliche Ursache, welche die Bergsucht auslöst, sondern es sind sowohl klimatische Einwirkungen als auch giftige Dämpfe bzw. mineralische Ausdünstungen.

Im Traktat „Vom Ursprung und Geburt der Bergsucht“ werden die klimatischen Schädlichkeiten näher erläutert als Regen, Reif, Kälte, Nebel usw. Die Bergleute sind bei der Arbeit erhitzt und daher den Erkältungen leicht ausgesetzt. Indem er darauf hinweist, daß der Arzt bestimmt ist, hier überall einzugreifen, macht er auch Andeutungen über die therapeutischen Möglichkeiten mittels mineralischer Substanzen. In vielen Giften sind gleich die Gegenmittel enthalten.

Wenn zum Beispiel ein Bergmann, der Silber sucht, beim Suchen und Bereiten krank wird „und nimpt das selbig Erz, so er gehauen hat und leßt das Silber darvon schmelzen, so findet er in dem, das darvon weicht, das selbig, das ihn krank gemacht hat: Jetzt findet er auch das selbig im abtreiben, das ihn auch gesund mag machen“. Die durch klimatische

Beobachtungen waren ihm reichlich geboten in den großen Bergwerken, in den reichen Erzgruben und Schmelzhütten seiner kärntner Heimat. Aber auch in den Bergwerkslaboratorien, wo er nach eigenen Angaben als Laborant in einem metallurgischen Betrieb tätig war, sammelte er viele Kenntnisse und große Erfahrungen. Auf seiner Wanderung nach den skandinavischen Ländern, wo damals Eisen, Kupfer, Zink, Gold, Silber, Alaun und Schwefel gewonnen wurde, hörte und sah er viel von den dortigen Bergwerken, ihren Schätzen und ihren Menschen. So fand er Gelegenheit, die Beschäftigungsart der Berg- und Hüttenleute gründlich kennenzulernen, die Einwirkungen ihrer Arbeit und insbesondere der verschiedenen



Uderlastafel.

Holzchnitt um 1480.

München, Kupferstichkabinett. Der Uderlastafel diente in früheren Jahrhunderten als beliebtes Vorbeugungsmittel gegen Krankheiten.



Arzt und Pflegerin
am Krankenbett.

Holzchnitt aus einer deutschen illustrierten Ausgabe von Cicero, De officiis. Augsburg 1531.

Im Hintergrund u. a. das Stollenmundloch eines Erzbergwerkes mit ausfahrendem Bergmann.

Einflüsse erkrankten Bergleute sind nach Paracelsus auch zu anderen Krankheiten in gesteigertem Grade disponiert.

In der Abhandlung, die der Therapie gewidmet ist, gibt er zunächst eine Übersicht über das, was hier zu erörtern ist: Vorbeugende Maßnahmen, die Diätetik der Berg- und Hüttenleute, die Behandlung der Bergsucht. Originell ist die Empfehlung des „Bergsalzes“ als unterirdische Nahrung. Was über dem Boden lebt, muß seine Nahrung von dort nehmen, damit schützt sich der Mensch vor den oberirdischen Krankheiten; was aber unter dem Boden, unter Tag sich aufhält und den dortigen Krankheiten unterworfen ist, muß entsprechende Nahrung zu sich nehmen, eine Diät, „so aus der Bergarth fleußt“. Bei der Behandlung der Berglungen-sucht geht Paracelsus von mechanisch-chemischen Vorstellungen aus: die Organe sind mit Ausschwitzungen bzw. Unreinlichkeiten überzogen; diese müssen durch starkes Schwitzen gelöst und abgeschwemmt werden.

Das zweite Buch behandelt die Krankheiten der Hütten-

arbeiter und der Metallschmelzer, welche durch die beim Schmelzen entstehenden Dämpfe Schaden leiden. Diese Dämpfe werden eingeatmet und machen krank; sie hängen sich an den Wänden der Lungen an und rufen hier verschiedene Erkrankungen hervor. Dort findet auch eine Art von chemischer Umsetzung statt. Weitere Wirkungen finden sich auch in anderen Organen. Paracelsus nimmt dabei ein von den Lungen aus sich verbreitendes bzw. weiterfressendes Leiden an. Er hat oft beobachtet, daß sowohl bei den Hüttenarbeitern als auch bei den Metallschmelzern infolge Einatmung der Dämpfe zum Teil schwere Erkrankungen auftraten, in ihrer Art verschieden, je nach den verarbeiteten Metallen oder Erzen. Sache der Ärzte ist es, hier durch verschiedenartige Einwirkungen zu verfahren. Weit-schweifig verbreitet sich Paracelsus über die Verwendung der in den Metallen selbst steckenden Heilmittel. Insbesondere empfiehlt er Pflanzenextrakte in Verbindung mit reichlich Fett.



Arzt und Kranker.

Im Hintergrund Würzburg.

Kupferstich aus: Meißner,

Politisches Schatzkästlein.

Frankfurt 1624.

Feldt Artzt.

Ich bin erkemet allenthalben
Mit wunde atzney vnd Eder Salben
Aus dem feldtbuch probiert gerecht
Darmit ich manchem freyem knecht
Geheylet hab frey vnd gerat
Der vil bairnschötig wunden hat
Wenn bald geschicht ist ein schlacht
So hab ich in dem Leger acht
Das alle knecht werden gepunden
Die geschossen vnd auch fer wunden
Auff das ir keiner sey verderben
An hilf oder an labung sterben
Ob er hab weder gelt noch golt
Wes hab ich von den fenlein solt.



Nicolaus Wetschman briefmalter zu Nürnberg bey der Langen brücken

Letztere Verordnung, nämlich reiche Fettzufuhr, galt bei den Hüttenarbeitern von ältesten Zeiten bis heute als Prophylaktikum; die Empfehlung der Milch bei den bleigefährdeten Arbeitergruppen ist heute noch üblich und beruht auf ähnlichen Voraussetzungen. Überhaupt legt Paracelsus größten Wert auf die Prophylaxe, auf den rechtzeitigen Schutz des Berg- und Hüttenarbeiters vor beruflichen Gefährdungen.

Bemerkenswerterweise hebt Paracelsus die durch Quecksilber erzeugten Krankheiten besonders heraus. Quecksilber ist nach der damaligen Anschauung in jedem Mineral oder Erz enthalten, und im Quecksilber liegen große Heilkräfte versteckt, sowohl gegen die „eigenen Übel“, das heißt gegen die Quecksilberkrankheit, als auch gegen verschiedene andere Leiden. Das Quecksilber, das sich im Körper „ansetzt“, muß ausgeschieden werden. Zur Begünstigung der Abscheidung (zum Lebendigmachen) werden heiße Bäder bzw. Schwefelbäder empfohlen, ein Verfahren, das sich bis heute bewährt hat.

So hat Paracelsus über die beruflichen Krankheiten der

Bergleute und Hüttenarbeiter zahlreiche richtige Eigenbeobachtungen gemacht: er kannte die Erkrankungen der Luftwege, die zu einem erheblichen Teil durch die klimatischen Schädigungen verursacht wurden, die Vergiftungen beim Verhütten der Erze und beim Schmelzen der Metalle, die Schädigungen durch Quecksilber und seine Verbindungen. Zweifellos fand seine Schrift über die „Bergkrankheiten“ bei denen, die sie anging, große Beachtung. Wenn es auch falsch wäre, hier den Maßstab unserer modernen Erkenntnisse anzulegen — seine Schilderungen und Deutungen müssen im Rahmen ihrer Zeit betrachtet werden —, so ist doch anzuerkennen, daß Paracelsus auch hier wie auf vielen anderen Gebieten mit Weitblick und kühnen Gedankengängen, die das Hergebrachte weit übersteigen, seiner Zeit vorangeeilt ist. Unbestreitbar ist es sein großes Verdienst, die erste gewerbemedizinische Darstellung, die es überhaupt in der deutschen wie auch in der Weltliteratur gibt, gegeben und damit eine Entwicklung bedeutungsvoll angebahnt zu haben, die als segensreich angesprochen werden muß.

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortlicher Hauptschriftleiter: W. Debus.
Schriftleitung: Düsseldorf, Reichsstraße 20. — Fernsprecher: Düsseldorf 10231. — Druck: A. Bagel, Düsseldorf.